

Herausgeber:
B. St. Fjöllfross



Unabhängiges und liberales Blatt für Polemik im Kampf

Messenger National Preussen
Preussischer



seit 2003

Prussian Land Messenger

Landbote

gegen die Mikrobe der menschlichen Dummheit



Borussiam
et
veritatem
debere

Gazette für Politik, Kultur und Wirtschaft

ISSN 1613 -8910

erscheint zu Brandenburg an der Havel

QVID AGIS PRVDENTER AGAS ET RESPICE FINEM

Landbote

Volumen 4

(17.09.2004-22.01.2005)

Der Preussische Landbote erscheint im B. St. Fjöllfross Verlag Brandenburg an der Havel
Willi-Sänger-Straße 52, D-14770 Brandenburg an der Havel, Preußen, Provinz Brandenburg,

e-Mail info@landbote.com, V.i.S.d.P. B. St. Fjöllfross

gesetzt in Garamond 9Pt,

2. durchgesehene und überarbeitete Printauflage Juli 2011

Abt Muho san vom Antaji-Kloster

Akinokawa Michi san

Sehen Sie sich manchmal auf dem Sportkanal Sumo an? Na, Sie wissen schon: die japanischen Schwergewichte, die sich gegenseitig versuchen zu Fall zu bringen oder aus dem Ring zu schieben. Das scheint eine urjapanische Domäne zu sein – diese Sportart. Nein, das ist kein Sport im eigentlichen Sinne. Sumo ist mehr als heilige, als rituelle Handlung zu verstehen – wie ich schon sagte: urjapanisch eben. Und doch verstehen es immer wieder Ausländer, selbst in diese heilige Domäne des Reiches der Aufgehenden Sonne einzudringen. Lange Zeit waren es nur Mongolen und Hawaiianer, wie Kyokutenho, Asashoryu, Musashimaru und Akebono, wochletztere drei es gar bis zu allerhöchsten Weihen brachten: als Yokozuna krönten sie ihre traumhaften Karrieren. Yokozuna – das sind beinahe Götter.

Mittlerweile haben sich selbst Georgier, Russen und Bulgaren bis in die höchste, die Maegashira-Liga vorgearbeitet. Man staunt und die Japaner akzeptieren es. Wobei nicht ganz klar ist, welcher Umstand des Wunders werter sei: daß Ausländer sich in dem lange Zeit so verschlossen lebenden Inselstaat in intimsten, ja, heiligsten Bereichen zu profilieren vermögen, oder daß die Japaner diesen Umstand anstandslos anerkennen. Denn es ist lange her, daß ein Ausländer unter dem Fuji-san zu hohen Ehren kam. Adam Smith hieß er, war englischer Seefahrer in postelizabethanischer Zeit und avancierte in den Diensten des legendären Shoguns Tokugawa Ieasu zum engen Berater und Vertrauten des Fürsten. Doch Anjin-san sollte für die kommenden Jahrhunderte eine Ausnahme bleiben. Das Reich zu Füßen des Chrysanthemen-Thrones machte dicht und wollte fortan von der Welt außerhalb seiner Küsten nichts mehr wissen. Die Isolationspolitik tat dem Lande zwar wirtschaftlich nicht sehr gut, half aber, viele Traditionen dieser äußerst verehrungswürdigen Kulturnation zu bewahren.

Eine dieser Klammern, die die japanische Seele zusammenhielten, war der Zen-Buddhismus. Wir erinnern uns des kalten und steinigen Tee-Wegs der Meister Rikyu, Oribe, Soji und anderer, die eine Kultur der Inneren Schönheit und Ruhe, des Gleichgewichtes der Seele und der kosmischen Harmonie bis zur überirdisch schönen Perfektion entwickelten. Vor unseren Augen entstehen die Klosteranlagen des Ryo-an, des Daitokujin und anderer berühmter Perlen der Weltkultur. Wir blicken in ihre verzauberten Gärten – Steininseln, umgeben von geharktem Kies, Moos, japanischer Ahorn, der im Winde flirrt, eine überwältigende Klarheit, eine große Reinheit. Aufgewachsen im Kulturkreis des Abendlandes, beginnt man sich beinahe unbewußt, an der Seele zu kratzen, als sei sie in tumber, okzidentaler Roheit verlaust, wie einst die Ritter auf ihren zugigen, feuchtkalten Burgen.

Und man glaubt, es sei uns Barbaren nicht vergönnt, sich dieser in Jahrhunderten gewachsenen Hochkultur zu nähern. Die Sumotori...nun gut, aber Zen – das ist denn doch noch etwas anderes. Doch auch diese Bastion wurde nun genommen. Dem ehrwürdigen Antaji-Kloster steht ein 35 jähriger Abt vor, dessen Heimat – man staune – Deutschland ist!

Eine faszinierende Persönlichkeit, dieser Wahljapaner – wir kamen aus dem Staunen nicht heraus. Was für ein Multitalent: Japanisch spricht und schreibt er fließend (und wer an den vom Sanskrit geprägten traditionellen Satzaufbau indogermanischer Sprachen gewöhnt ist, der wird sein blaues Wunder erleben, wenn er das erste Mal mit der völlig andersartigen Syntax dieser einzigartigen Sprache in Berührung kommt) und als wahrer und wahrhaftiger Abt führt das Multitalent Muho-san sein Kloster souverän nach den Prinzipien des Zen. Ein spirituelles Zentrum kann nicht von Meditation alleine leben. Also stellt es auch eine autarke kleine Wirtschaftseinheit dar. Das unterscheidet japanische Abteien nicht im Geringsten zu ihren

geistigen Pendants des Abendlandes. Demzufolge ist der Abt, stehe er nun einer Gemeinschaft wie der von Lindisfarne, Citeaux, Cluny, Tintern-Abbey oder Lehnin vor oder eben einem japanischen Kloster, auch immer Manager des eigenen Hauses, Hüter des Überlebens, der neben seinen mönchischen Pflichten auch jede Menge höchst weltlicher Aufgaben zu bewältigen hat. Das in einer fremden Kultur zu leisten dünkt uns eine große Sache.

Und wir sind versucht, uns einen würdigen Greis vorzustellen, gebeugt von der Last seiner Verantwortung. Doch ein Blick nach Antaji läßt unser Klischee in Scherben gehen, wie einen irdenen Krug, getroffen von der Wucht des geworfenen Steines.

Es begegnet uns ein quirliger, lachender, zupackender, agiler Mann von hoher Intelligenz, den wir bald in Jeans auf einem Raupenbagger, bald im Kittel der Zen-Priester bettelnd in der Fußgängerzone einer japanischen Stadt sehen, hier flickt er das Dach seines Tempels, dort schiebt er – begleitet von Frau und Tochter, einen Einkaufswagen durch einen Supermarkt. Meditierend sitzt er auf dem Rundkissen aus Reisstroh, dann wieder kümmert er sich um die Wäsche, schreibt am Rechner, lehrt und arbeitet. Ora et labora – sind sich Abendland und der Ursprung der Sonne wirklich so ferne, als man gemeinhin glaubt?

Und wenn in den von Hollywood aufgeweichten Hirnen das Bild von Meister Miyagi umherspukt, dann verliert es sich spätestens an dieser Stelle wie ein Herbstblatt im Yodo-kawa. Hier thront kein ehrwürdiger, in Weisheit erstarrter Greis, der ab und an den Mund öffnet um der andächtig lauschenden Jüngerschar die Geheimnisse des Weltenplanes zu offenbaren. Hier agiert ein Macher, der einem Vierundzwanzig-Stunden Tag eine sagenhafte Effektivität angedeihen läßt, ohne im Geringsten in hektische Betriebsamkeit zu verfallen. Nicht die Zeit diktiert ihm – er prägt die ihm vergönnte Lebensdauer. Der Beweis ist erbracht: tiefe Spiritualität und völlig diesseitige, anpackende Lebenszugewandtheit müssen in keiner Opposition zueinander stehen. Ganz im Gegenteil: Beides ist zu einer Einheit verschmolzen, die einen Weg weisen könnte aus dem Dilemma westlicher Verrantheit in oberflächlichem Streben nach nichtigen Eitelkeiten.

Weit entfernt, der Nationalität dieses Abtes einige Bedeutung zuzumessen, können wir uns doch eines gewissen Wohlgefühls nicht erwehren, daß wohl auch den Fußballanhängern nicht fremd sein wird, wenn „ihre“ Mannschaft das Spiel macht: „Das da, das sind Jungs von uns, aus unseren Reihen!“ Wenn wir uns den Luxus eines solchen, an sich unsinnigen Gefühls gestatten, so sollte er dazu führen, daß wir einen Teil unseres Lebens dem anzugleichen versuchen, was uns solcherart mit Stolz erfüllt. Es ist nicht jedem von uns vergönnt, einen solch exorbitanten Lebensweg zu beschreiten. Aber einen kleinen japanischen Garten im eigenen Herzen anzupflanzen, einen schlichten Teeraum in dessen Mitte aufzurichten und dort in all der Hektik und dem Chaos unserer aus dem Ruder gelaufenen Hochzivilisation eine Schale grünen Tees zu trinken – das wäre doch schon mal ein Anfang!

So gerne ich den japanischen Klöstern einen Besuch abstatten würde – um das Heil der eigenen Seele zu finden, ist eine solche Reise nicht vonnöten. Platz für einen klösterlichen Ort der Ruhe und der Einkehr, aus der heraus die Kraft zum Leben wächst, findet sich in jeder bewußten Seele. Die Betonung liegt dabei auf: „in ihr“! Nicht außerhalb, irgendwo, Tausende Kilometer fernab. Darin besteht eine der wichtigsten Botschaften, die für uns dem Wirken dieses ungewöhnlichen Mannes zu entnehmen waren. Eines Mannes, dessen Gäste am Bildschirm wir zu sein die kurze aber nachhaltige Ehre hatten und für die wir uns hiermit bedanken möchten. Über zwei Kontinente hinweg: Arigatoo gozaimas, lieber Herr Abt Muho-san!

Auslagerung von Dienstleistungen

Jules-Francois Savinien Lemarcou

Keiner in der Redaktion ist ein ausgebildeter Wirtschaftsfachmann. Das einzige, was uns zur Verfügung steht, ist unser „gesunder Menschenverstand“, von dem Joachim Fernau sagte, er komme immer dann ins Spiel, wenn jemand keine Ahnung hätte, aber dennoch mitquatschen wolle. Der Schuß sitzt! Aber man wird sich ja noch seine Gedanken machen dürfen. Und wer immer es besser weiß – an dieser Stelle sei er aufgerufen, uns zu belehren! Unsere Dankbarkeit ist ihm gewiß!

Was ist das also, was uns auf der Seele liegt? Es sind die zunehmenden Auslagerungen von Dienstleistungen zu Zweitanbietern, Dritten, Externen Kräften. Das soll angeblich Geld sparen. Und das befremdet uns. Es war doch bisher so, daß wachsende Unternehmen immer auch bemüht waren, Zulieferer unter ihre Kontrolle zu bringen. Dadurch entfiel unter anderem lästiger Wettbewerb bei den Satellitenunternehmen. Die Großbetriebe aber wurden durch den Umstand begünstigt, daß ihnen womöglich durch entsprechende Absprachen zu hohe Preise entstanden, daß sie sich in unkalkulierbaren Abhängigkeiten befanden, erpreßbar wurden, etc.

Nun bemerken wir seit einigen Jahren eine reverse Entwicklung. Großunternehmen wie die Post, die Bahn, die Armee lagern immer mehr Bereiche aus. Das nimmt bisweilen paradoxe Formen an. Beispielsweise überträgt die Armee den klassischen Wachdienst für ihre Einrichtungen, der noch immer von den eigenen Soldaten gestellt wurde, auswärtigen Unternehmen. Welcher Sinn könnte dahinterstecken! Rechnen wir doch mal nüchtern! Ein Soldat, der für acht Stunden das Gewehr geschultert um das Gelände seiner Kaserne patrouilliert, bezieht nach wie vor seinen Sold. Dieser wird nicht eben überwältigend hoch sein, aber es muß doch die Armee mehr kosten, als sie an eine entsprechende auswärtige Firma bezahlt. Diese aber besteht nicht nur aus unterbezahlten Wachleuten. In erster Linie sind da noch zu nennen: die sich selbst fürstliche Gehälter einsteckenden Geschäftsführer und deren Verwaltungsapparat, die von der Wachschutzfirma beschäftigten Steuerberater, Rechtsanwälte, Werbungsfachleute, Reinigungsdienste, Steuer- und Sozialverpflichtungen und, und, und... Und das alles zusammengenommen ergibt die Kalkulation für die Rechnung an den Auftraggeber. Das wird billiger, als einen Soldaten der eigenen Einheit auf Wachdienst zu schicken? Wie das? Oder muß das arme Schwein von der Wachschutzfirma am Ende für einen Lohn arbeiten, der möglicherweise noch unter dem Sozialhilfesatz liegt? Geht die Rechnung dann auf? Wir glauben es immer noch nicht.

Die Post, die Bahn und andere Großunternehmen gehen dazu über, ihre Fuhrparks auszulagern und die verkauften Fahrzeuge sodann zu „leasen“. Das ist das modische Unwort für „mieten“. Nun gut, die Kosten für den Wagen, seine Reparatur, seine Versicherungen werden jetzt von der „Leasingfirma“ übernommen. Aber sie bleiben doch dieselben!!!! Der Vermieter bekommt doch von Staat und Versicherungen keine Vorzugskonditionen. Die könnte – wenn überhaupt – doch nur die Macht eines Großen der Wirtschaft heraushandeln.

Und zu diesen Fixkosten für das Fahrzeug gesellen sich nun noch die Kosten für die Firma, die wir weiter oben schon nannten. Das Ganze muß ja nun für den Fahrzeugbereitsteller auch noch profitabel sein! Wie? Oder „verschlanken“ sich solche Großunternehmen, weil sie in ihrer eigenen Struktur und Verwaltung längst einen Grad an Unübersichtlichkeit erreicht haben, der die Kosten für einen einzelnen, nichtausgelagerten Arbeitsplatz, für ein einzelnes beibehaltenes Fahrzeug weit übersteigt? Spielt hier

Parkinsons Gesetz eine Rolle, das schon vor vielen Jahren am Beispiel der britischen Marine nachwies, daß unproduktive Verwaltungsköpfe in dem Maße zunehmen, wie die Produktivität abnimmt. Er zeigte beispielsweise, daß im Jahre 1914 2000 Admiraltätsbeamte 62 Großkampfschiffe und 146.000 Mann Besatzung „verwalteten“. Diese Flotte wurde von annähernd 60.000 Werftarbeitern und –beamten betreut. Im Jahre 1928 hingegen, nur vierzehn Jahre später, waren nur noch 20 Großkampfschiffe und 100.000 Mann im Dienst, die nun aber bereits von Dreieinhalbtausend Admiraltätsbeamten verwaltet wurden. Um diese verbliebenen 20 Schiffe kümmerten sich nunmehr 67.000 Werftarbeiter und –beamte. Glatte Elfeinhalbtausend Leute zu Lande mehr bei einem Drittel weniger zur See – beim Material sogar zwei Dritteln! Die berüchtigten Wasserköpfe der Verwaltung hatten sich aufgebläht, verselbständigt und wollten alle ernährt werden. Von wem?

Ist das nicht auch das klassische Dilemma der gegenwärtigen Bundesrepublik Deutschland? Haben nicht auch wir gerade mit einem zu alimentierenden Beamtenapparat zu kämpfen, dessen Personalbestand mit 25% über dem eingeschätzt wird, was sich die Bundesrepublik bei der aktuellen Haushaltslage noch gerade eben leisten könnte? Aber das nur nebenbei. Nach wie vor – wir verstehen es nicht! Aber wenn sich diese Auslagerungspolitik in den letzten Jahren so bewährt hat, warum kann man dann nicht auch mal den Versuch machen, eine Regierung einer Leasingfirma anheimzustellen, die deren Kosten zur Gänze trägt? Und auch eine Versicherung für die Schäden übernimmt, die durch eine verfehlte und überverwaltete Gesamtpolitik für das Volk entstehen. Das wäre doch mal was: Geschäftsführer der Bundesregierung GmbH wäre dann vielleicht Herr Sven-Uwe Lehmann, Kaufmann, wohnhaft D-00815 Hattenstedt, Bahnhofstraße 15, Steuernummer.... Kanzler, Kabinett und Opposition wären Angestellte bzw. Aspiranten dieser Firma und würden bei Fehlleistungen sehr schnell erfahren, wie es ist, abgemahnt oder gefeuert zu werden. All die Segnungen der reformierten Arbeitsgesetzgebung einschließlich gelockerten Kündigungsschutzes und Hartz IV nach einem Jahr Arbeitslosigkeit würden auch einmal beim Absender eintreffen. Was für eine neue Effektivität würde die alten Amtszimmer durchrauschen!

Glückwunsch, Herr Lehmann, zur Geschäftseröffnung!

Brandenburg – Stadt der Bewegung

-ein Kalenderbild für das Jahr 2005

K. K. Bajun

Schreiben an die „Märkische Allgemeine“, Tageszeitung für Brandenburg

Als Mitinitiatoren des ansonsten sehr lobenswerten Projektes „Kalender Schülerwettbewerb Werbemotive - Brandenburg an der Havel 2005, erstes Aprilblatt“ denken wir, daß Sie einiges Interesse an unserem Resonanzschreiben an die beiden Beitragsgestalterinnen des ersten Aprilblattes jenes Kalenders haben werden. Daher gestatten wir uns, Ihnen eine Kopie dieses Schreibens an das Märkische Grasow-Gymnasium zu Brandenburg/Havel zu übermitteln. Dort wird Brandenburg an der Havel als „Stadt der Bewegung“ angepriesen. Als führendem Blatt unserer Region sollte Ihnen der Hintergrund dieses Titels nicht unbekannt sein. Ein etwas sensiblerer Umgang mit der deutschen Geschichte seitens der Juroren wäre von unserer Seite her durchaus wünschenswert gewesen.

Ihr Bajun

Liebe Frau A. E., liebe Frau St. T!

Brotlose Jungakademiker

Mit großem Erstaunen haben wir den Kalender „kreativ pro Brandenburg“ für das Jahr 2005 durchgeblättert, dessen Arbeiten ja unter anderem dazu beitragen sollen, den Namen der alten Chur- und Hauptstadt in Europa bekannter zu machen. Vielleicht auch, um finanzkräftige und unternehmungslustige Neubürger auf diese schöne Stadt mit großer Tradition aufmerksam zu machen und sie anzulocken.



Klaenderblatt April des Kalenders
„Schülerwettbewerb Werbemotive Brandenburg an der Havel“

Am weitaus besten gefiel uns Euer Bild. Da haben wir es, schwarz auf rot: Brandenburg ist die „Stadt der Bewegung“. Endlich! Nach mehr als siebzig Jahren haben wir München den Rang abgelaufen. Da wird ein Aufschrei durch die deutschen Gauen hallen! Und wie erst die restlichen Europäer jubeln werden... Vor allem die, bei denen die deutsche Besetzung unter den Nationalsozialisten tiefste Spuren hinterlassen hat. Als nächstes Etappenziel sollten wir vielleicht mit den Nürnbergern um deren

Titel ringen. „Freie Reichsstadt“? Äh! Peanuts! „Stadt der Reichsparteitage!“ Das hat doch Klang, was? Ich weiß nicht, ob am Grasow-Gymnasium das Fach Geschichte gelehrt wird. Na ja, eigentlich ist das auch ein durchaus verzichtbarer Stoff – wen interessieren schon die ollen Kamellen von gestern! Aber im Fach Deutsch könnte sich doch mal eine von Euch für ein Referat zum Thema „politische Instinktlosigkeit unter besonderer Berücksichtigung der deutschen Geschichte des 20. Jahrhunderts“ bewerben. Für exquisites Anschauungsmaterial habt Ihr ja schon selbst gesorgt.

Besonders feinfühlig finden wir die Idee der Kalendermacher, Eurem Beitrag die erste Aprilhälfte vorzubehalten. Der Erste dieses launischen Monats ist ja in unserem Kulturkreis den kernigen Späßen und Streichen vorbehalten, die man seinen Mitmenschen zur eigenen Erheiterung spielt. Was wird die sich gerade wieder neu formierende Jüdische Gemeinde unserer Stadt herzlich lachen! Da denkt doch keiner mehr an die brennende Synagoge und unsere armen jüdischen Mitbürger, die von ihrer Heimatstadt letztmalig die Große Gartenstraße sahen. Durch die hindurch wurden sie nämlich zum Hauptbahnhof geführt, von wo aus dann die Deutsche Reichsbahn für den Abtransport in die Vernichtungslager sorgte.

Und auch die Angehörigen der geistig behinderten Mitmenschen, die in der „Pionierstadt der Euthanasie“ (ebenfalls Brandenburg an der Havel) umgebracht wurden, werden in die Hände klatschen. Das Bild der zweiten Monatshälfte zu widmen, in der ein gewisser Hauptmieter eines gewissen „Braunen Hauses“ in der vormaligen „Stadt der Bewegung“ Geburtstag hatte, am 20. April nämlich, wäre unter Umständen noch etwas zu gewagt. Wir sagen bewußt „noch“. Denn je uninteressanter das vernachlässigbare Fach Geschichte für Euch Nachwachsenden wird, desto näher rückt der Zeitpunkt, zu welchem ein solches kleines Stolperchen auch keinem mehr auffällt. Und wir kennen einige Zeitgenossen, die sich darüber richtig freuen. Die haben gerade in Sachsen und in Brandenburg bei den letzten Landtagswahlen den etablierten, demokratischen Parteien mächtig eingeheizt. Glaubt uns: Bei je weniger Leuten beim Verleihen eines Titels „Stadt der Bewegung“ alle Alramglocken klingeln – desto leichteres Spiel haben diese Leute. Der Maler Francesco de Goya betitelte eines seiner weltberühmten Bilder mit den Worten: „El sueño de la razon nace monstruos!“ Das ist zu deutsch: Der Schlaf der Vernunft gebiert Ungeheuer! Wie wahr, wie wahr...

Jules-Francois Savinien Lemarcou

Wahrscheinlich haben sie sich mit ihrer aberwitzigen Paukerei die Jugendjahre um die Ohren gehauen. Wir wollen für sie hoffen, daß ihnen das Lernen wenigstens Freude gemacht hat. Schön muß es gewesen sein, wenn sie vor den Ferien ihre exzellenten Zeugnisse nach Hause brachten, Oma und Opa ihnen einen Fünzig-Mark-Schein Zeugnisprämie in die Hand drückten und dabei mit einem strahlenden Lächeln sagten: „Brav Kind! Wir sind ja so stolz auf Dich. Mach weiter so! Aus Dir wird noch 'was!“

Und sie machten weiter, legten ein Einser Abitur hin, gingen zur Universität, schlossen auch diese mit Prädikat ab, belegten Auslandssemester, um ihren Kommilitonen etwas voraus zu haben, lernten drei Fremdsprachen sprechen wie ihre Muttersprache, wurden elitäre Asse. Dann bekamen Sie nach all den Jahren endlich die Abschluß- und Zulassungsurkunden überreicht, Sektflaschen wurden geköpft, der Schampus floß in Strömen, Schulterklopfen: „Na siehst du, Kind, endlich. Hast es geschafft. In den letzten Ferien fährst du noch mal schön an die Algarve, oder vierzehn Tage nach London und dann geht's los mit dem Geldverdienen. Und wenn ihr dann heiratet, dann könnt ihr auch gleich ein schönes, großes Haus bauen. Geld genug habt ihr ja dann in euren Positionen...“

Nee, ham se nich! 27 Lenze sind se, hochqualifiziert, arbeiten als Personalchefs und Projektmanager und – kriegen keinen Pfennig! Es ist das vierte Praktikum nach Beendigung des Studiums – jedes ging so ein Jahr, eines wurde sogar mit 750,- Euro Brutto(!!!) vergütet, eines brachte nur noch ein Drittel dessen und die letzten beiden Jahre mußten die Eltern wieder ran. Arbeitslosengeld? Bewahre! Die Jungakademiker konnten ja noch nie etwas einzahlen. Wenn die Alten nicht mehr könnten, na dann wäre das Sozialamt gefordert.

Aber das würde sich in ihren Biographien sehr, sehr schlecht ausnehmen. Sie wären erschossen. Und das wissen die Bosse. Die Universitätsabgänger müssen ihre Zeit mit harter Arbeit verbringen. Und sie müssen ihr Bestes geben, damit sie im nächstjährigen Rennen um einen weiteren Praktikumsplatz wieder eine Chance haben. Vielleicht klappt es ja doch irgendwann und ein Chef sagt: „Ich übernehme Sie mit einem Festvertrag!“

Das ist nun ihre Hoffnung. Eine wahnwitzige Hoffnung, die sie von Praktikum zu Praktikum hangeln läßt. Sie leisten eine Arbeit, für die ein Chef eine festangestellte Fachkraft mit zig Tausend Euro im Monat entlohnen müßte. Gespart! Tendenz zunehmend. Was ist das? Wir fragen, was ist das? Was ist los in diesem Land?

Solche Kalkulation wird integraler Bestandteil betrieblicher Planungen. Wieder das alte Lied: Manche Gierknochen sehen darin einen Wettbewerbsvorteil, andere müssen nachziehen, ob sie wollen oder nicht – denn am Ende siegt meist der Bewerber am Markt, der am billigsten anbieten kann – und wo läßt sich am effektivsten sparen, wenn nicht am Personal?

Lange Zeit hat es nur die armen Teufel getroffen, die kaum mehr als ihren Namen fehlerfrei schreiben konnten. Das ist die Bevölkerungsgruppe, die sich traditionell am wenigsten zur Wehr setzen kann. Jetzt erwischt es schon die geistige Elite. Und das deutsche Volk ist machtlos? Rekapitulieren wir noch einmal das ABC der Wirtschaft: Ohne Verdiener kein Konsum. Ohne Konsum keine Binnennachfrage. Ohne Verdiener und damit Konsumenten also auch kein Steueraufkommen. Ohne Steueraufkommen kann kein Staat mehr seinen Verpflichtungen gegenüber seinen Bürgern nachkommen.

Anarchie und wirtschaftliches Chaos ist die absolut zwangsläufige Folge. Wer dazu mehr erzählt, lügt oder will vom Kern der Dinge durch schwafelndes Gewäsch ablenken. Dieses Unwesen grassiert. Wurden erst in vielen deutschen Krankenhäusern AiPler bis auf die Knochen ausgebeutet, so sind es jetzt gelernte PR-Manager, Betriebswirtschaftler, Projekt- und Werbemanager – die zukünftigen „Leistungsträger der Gesellschaft“. Wo steuert eine solche Entwicklung hin? Bis vor kurzem noch wurde die Parole ausgegeben, Leistung müsse sich lohnen. Nun lohnt sie sich nicht mehr. Die, die noch Geld und Mittel haben, um Arbeit zu bezahlen, wollen diese umsonst. Wie die jungen Menschen leben sollen und wovon, das ist ihnen scheißegal.

Und die Eltern und Großeltern, die solange voller Stolz auf den Nachwuchs geblickt haben. Sie werden auf kaltem Wege um die Früchte ihrer Lebensarbeit gebracht – denn sie stehen in der Pflicht, für den einkommenslosen Nachwuchs zu sorgen. Was haben sie sich vorzuwerfen? Haben sie ihre Söhne und Töchter vernachlässigt, ihnen keine Nestwärme gegeben, sie nicht gefördert? Welcher Anreiz besteht noch für die Generation, die jetzt die Schulbänke drückt? Resignation wird wie ein Teppich über Deutschland gebreitet.

So aberwitzig dumm kann doch kein Volk sein, daß es so blind in seinen Untergang läuft. Doch, das deutsche Volk kann es – es hat Übung darin! Dieses Volk kennt kein Erbarmen mit sich selbst. Es ist sich selbst nicht grün. Es hat keine Skrupel so mit sich selbst umzugehen. Es ist offenkundig, daß die Leute, die sich fest im Sattel wähnen, mehr und mehr Achtung vor dem schnellen Dollar bekunden als vor ihrem Mitmenschen. Diese Tendenz ist an Fatalität nicht mehr zu überbieten.

Es hat den Anschein, daß sich die gesellschaftliche Entwicklung umkehrt und rasend schnell rückwärts verläuft, hin zu einem urzeitlichen Anarchismus. Nachdem wir in Mitteldeutschland den Manchester-Kapitalismus kennengelernt haben, der doch seit hundertundfünfzig Jahren überwunden schien, machten wir gesamtdeutsch eine Phase modernen Feudalismus durch mit richtigen Festungen wie Großkonzernen und –betrieben, (Wirtschafts-) Fürsten und deren typischem Gebaren, (wir erinnern an der Mannesmann-Prozeß), und jetzt steuern wir mit vollen Segeln auf eine neuzeitliche Form der Sklavenhaltergesellschaft zu.

Doch halt! Wir haben diese Epoche schon fast wieder hinter uns gelassen, denn die Sklaven wurden von ihren Besitzern wenigstens am Leben erhalten. Heute sind sie austauschbares Leistungsmaterial, von dem der Markt überschwemmt ist. Aber das ist eine Sackgasse! Es ist eine aberwitzige Irrfahrt in einen Anachronismus, der binnen kürzester Zeit alle Prinzipien von Ethik und Kultur hinwegspülen wird. Er wird die teuer gewonnenen Errungenschaften von Tausenden Jahren Zivilisationsgeschichte hinwegschmelzen, wie eine dünne Eisdecke unter der Frühlingssonne. Und was werden wir zu Gesicht bekommen? Die bösertige Fratze eines nackten Raubaffen, der immerfort brüllt: „Ich, ich, ich!“ Den das Schicksal seines Nächsten nur unter zwei Aspekten interessant sein wird: Kann er mir gefährlich werden oder kann ich ihn ausbeuten!“

In vielen armen Ländern dieser Welt ist diese apokalyptische Vision längst Alltag. Die Favelas von Rio und Manila sind von ihr geprägt. Die sogenannte Erste Welt hat viel zu diesen Zuständen beigetragen. Sie lebte erbarmungslos auf Kosten des Elends und der Armut von Milliarden von Menschen. Jetzt kehrt sich diese Armut zu jenen, die sie einst säten, so, wie der Kriegsterror einst zu Deutschland zurückkehrte, dem Land, das ihn anderen Völkern brachte. Wir haben in den Tag hinein gelebt, wie die Bewohner des sagenhaften Vineta. Ohne einen Gedanken daran zu verschwenden, wie es

uns morgen ergehen könnte, wenn die sprudelnden Quellen des Reichtums versiegen. Es ist noch Zeit zu einem radikalen Umdenken im Angesicht einer drohenden Gefahr, von dessen immensen Ausmaßen sich die deutsche Bevölkerung noch gar kein Bild zu machen in der Lage ist.

Aber es wäre nicht das Deutsche Volk, wenn es diese letzte Gelegenheit beim Schopfe griffe. Ein gesundes, gesamtgesellschaftliches Gefühl von Solidarität und einem anständigem Miteinander würde dieses Land eventuell noch einmal fit machen für den globalen Wettbewerb. Doch das sind Luftschlösser nur Phantasten können noch hoffen,

Chile – ein Putsch und viele Lügen

oder: warum man nicht alles glauben soll

Don Miquel Barbagria

„Mein Gott, sind wir beschissen worden!“. Dieser Satz – wie oft mag er wohl schon geseufzt worden sein? Von den deutschen Soldaten, die nach vielen Jahren aus sowjetischer Kriegsgefangenschaft heimkehrten, von amerikanischen Veteranen aus Vietnam und dem Iran, von ausgedienten DDR-Bürgern beim obligatorischen Spaziergang durch das Regierungsdorf von Wandlitz... Nur ein paar Beispiele von vielen. Mir entfuhr er, als ich mich über die wahren Hintergründe und Ereignisse um den chilenischen Putsch informierte. „Mein Gott, sind wir belogen worden!!!“

Ich war damals, im Jahre 1973, wegen gewisser eloquenter Ansätze und um meines besonderen politischen Interesses wegen zum Klassenagitator gewählt worden. Dieser Posten war nun nicht eben sehr glücklich, weil er mich dazu verdonnerte, der Klasse das politische Tagesgeschehen aus aller Welt unter Aspekten zu vermitteln, die nicht die immer die Meinen waren. Mehr als einmal trat ich ins Fettnäpfchen der damals herrschenden „political correctness“. Als ich beispielsweise die „verbrecherischen Zwangssterilisierungsmaßnahmen von Indira Gandhi“ auf dem Subkontinent verkündete. Nehrus Enkelin aber wurde zu diesem Zeitpunkt aus strategischen Erwägungen sehr vom Kreml umworben, und deshalb unbedingt zu „unseren Freunden“ gezählt, die trotz dem amerikanischen Imperialismus und internationalen Neokolonialismus die Stirn boten. Folgerichtig erhob sich sofort der wütende Protest der supervisitierenden Klassenlehrerin.

Ich mochte die Palästinenser nicht, dafür um so mehr die Juden. Der Sieben-Tage-Krieg fand mich mit dem Herzen auf Seiten des „Magen David“, des Judensterns. Moische Dajan war mein persönliches Idol! Eine harte Konfrontation war vorprogrammiert. Sollte doch im Anschluß für die Palästinenser gespendet werden. Natürlich nur, um Wolldecken und Medikamente für die armen, friedliebenden palästinensischen Flüchtlinge zu kaufen. Ah Gottchen. Daß eigentlich Maschinenpistolen auf der Wunschliste des friedlichen Volkes der Palästinenser standen, um damit die Juden nah Aussagen Nassers und Arafats ins Meer treiben zu können, das verschwiegen man den großen, kleinen und erwachsenen Kindern wohlweislich. Das hätte ja den Mythos von den Guten, den Reinen beschädigen und den Kontrast zu den Bösewichten verwischen können. Ich aber wollte nicht für Spenden agitieren, die an Leute gingen, die sich den Tod von Juden aufs Papier geschrieben hatten: Weder Stacheldraht für Auschwitz, noch Maschinenpistolen für Palästinenser! Punkt! Und dann, am Anfang des neuen Schuljahrs, so ziemlich zu Beginn meiner Amtszeit, hatte ich die traurige Pflicht, meine herzlich uninteressierten Altersgenossen

vom Sturz und vom Ableben Dr. Salvador Allendes zu unterrichten, von dem Militärputsch des Generals Pinochet, vom Sturm auf die Moneda. Die Vorgänge in Chile kamen auf die Tagesordnung. Natürlich mußte ich erzählen, was mir an Informationen vorgegeben wurde. Das hörte sich dann an jenem Mittwoch, dem 12. September 1973 so an: „Also, liebe Kameraden, der Präsident von Chile, der Dr. Salvador Allende ist tot. Er wurde von putschenden Generalen gestern in seinem Regierungspalast in Santiago de Chile, der Moneda, erschossen.“

Hinter dem Putsch stecken amerikanische Militärs und die CIA, die sauer darüber waren, daß Präsident Allende ein Marxist war und den Sozialismus nach Südamerika bringen wollte. Präsident Allende hatte die großen Industrien und Bergwerke, die sich alle in den Händen der amerikanischen Großindustriellen befanden, verstaatlicht, auf daß die dort Beschäftigten endlich in den Genuß der Früchte ihrer Arbeit kommen und nicht mehr so unmenschlich ausgebeutet werden. (In einem Aufwasch wurde auch noch der Mittelstand enteignet, der doch eigentlich das Rückgrat einer funktionierenden Nationalökonomie sein sollte. Doch davon wußte ich seinerzeit noch nichts.) Er setzte es durch, daß jedes chilenische Kind am Tag einen Liter Milch bekommt, er senkte die Kindersterblichkeit, tat was gegen die Unbildung und den Analphabetismus, er froh die Mieten und Lebenshaltungskosten ein, er erhöhte den Arbeitern die Löhne. Und siehe, da ließ das Kapital seine Maske von der freien Welt fallen und erwies sich als das, was es nach Marx schon immer war: als eine raubgierige und mörderische Bestie, die hochgerüstet und brutal über jeden herfällt, der sich ihr und ihren Interessen in den Weg stellt.“

Die Genossen Mitschüler waren beeindruckt. Jedenfalls taten sie so. Die Tochter des stellvertretenden Stasichefs der Stadt (heute sind beide Immobilienmakler) war wirklich betroffen. Die Tochter eines Berufsoffiziers war es auch. Wut auf die feigen Amerikaner, die wieder einmal ein freiheitsliebendes Volk unterjochen, das sich doch nur mal eben auf dem Weg in eine lichte Zukunft befand, brach sich in spontanen Protestkundgebungen Bahn. Zumal, als sie vom Heldentod des Präsidenten hörten, wie er sich hinter seinem Schreibtisch verschanzt hatte und sich mit der Maschinenpistole, die ihm Compadre Fidel Castro seinerzeit als Zeichen seiner unverbrüchlichen Freundschaft geschenkt hatte, gegen die entmenschten Horden bis zur letzten Patrone verteidigte. Die Soldateska des Imperialismus erschoss den wehrlosen Präsidenten, als dessen Magazin leer war. Ein Heldenmythos war geboren. Die gerechte Sache aller Werktätigen der ganzen Welt hatte einen neuen, hell strahlenden Stern am Himmel seiner Märtyrer. Von nun an hieß es aus allen Kehlen: „Freiheit für Luis Corvalán!“ (Damals Generalsekretär der Kommunistischen Partei Chiles), „Freiheit für Vitor Jara!“ (ein Nachtigall der chilenischen Linken, der unter gräßlichen Umständen im berühmten Stadion-KZ von der Junta zu Tode gefoltert wurde), nieder mit den Putschisten, „Venceremos!“, was soviel bedeutet wie: „Wir werden siegen!“ Ja, ja...

Der Name der deutsch-faschistischen Siedlung Tres Alamos, deren Bewohner den Putschisten aktive Hilfe leisteten und sich hernah an der Folterung und Tötung der Oppositionellen beteiligten, war in aller Munde. Die größte DDR der ganzen Welt stand auf wie ein Mann. Die Putschisten wankten... Nein, nicht wirklich. Das war so ein Wunschtraum der unterbelichteten Hundertprozentigen. Die DDR machte sich in Hinblick auf Chile nur einen internationalen Namen – als Großasylgeber der politischen Flüchtlinge aus dem Andenstaat. Ich selbst war mit dem emigrierten Señor G., einem Rechtsanwalt aus Santiago bekannt. Und der gab die gleiche Version an. Verständlich. Wes Brot ich eß, des Lied ich sing. Wer sonst hätte ihn aufgenommen? Und Chile war ein heißes Pflaster für ihn geworden. Nun aber, nach einunddreißig Jahren stellen sich einige Fakten in einem durhaus

anderen Lichte dar. Nicht, daß Herr Allende kein menschlicher Präsident gewesen wäre, der nicht das Beste für die Armen seines Landes gewollt hätte. Hier stehen andere Aussagen zur Debatte, die handfeste Lügen im Dienste der Propaganda waren, um das Volk, den großen Lämmel, auf Kurs zu bringen. Wenn man weiß, wie es geht, ist es gar nicht so schwer: Das Volk lauscht schon seit Jahrtausenden am liebsten schönen, glatten und heroischen Heldensagas. Was also war falsch an den offiziellen Darstellungen? Fangen wir also an mit den Ungereimtheiten.

Zunächst einmal muß man feststellen, daß auch für Präsident Allende galt: Das Gegenteil von Gut ist nicht Böse, sondern Gutgemeint! Die Maßnahmen, die er ergriff, führten zu einer gewaltigen Kapitalflucht. Die Finanzpolitik Allendes brachte das Land an den Rand eines ökonomischen Kollapses. Die Inflation galoppierte mit 300% dahin – die gutgemeinten Reformen waren einfach nicht mehr zu bezahlen. Unruhen auf den Straßen waren die unvermeidliche Folge, denn den Leuten ging es plötzlich noch dreckiger als vorher.

Ein Kreditgesuch in Moskau, vorgetragen von Allende an den Kremelherrn Breschnjew persönlich, wurde vom KGB(!) abschlägig beschieden. Zur gleichen Zeit lies der sowjetische Botschafter Dobrynin in Washington seinen Waffenbruder Allende schnöde fallen. Warum? Nun, es kotzte die roten Zaren und Bojaren mächtig an, daß der Marxist Allende selbst nach dem Erlangen der Macht noch an demokratischen Spielregeln festhielt und sich weigerte, sein Land in eine rote Diktatur unter der Rigide Moskaus umzuwandeln. Wenn er das getan hätte...ja dann, dann hätte man vielleicht mit sich reden lassen. So einen Außenposten in der südlichen Hemisphäre mit reihen Rohstoffvorkommen – das läßt man doch nicht ohne weiteres kalt werden. So aber blieb dieser merkwürdige Präsident ein unsicherer Kantonist. Dobrynin also erklärte, daß die Sowjetunion an keinem zweiten Kuba auf dem amerikanischen Kontinent interessiert sei und Chile somit den Amerikanern überlasse. Da schachern zwei Supermächte mit souveränen Staaten, wie Schahspieler mit ihren Figuren. Einen entsprechenden Wert nimmt dann auch die Bevölkerung dieser Länder ein – nämlich den der Beliebigkeit! Widerlicher läßt sich Verrat kaum denken! Moskau lieferte Allende aus, denn es war klar, daß dieser ohne ein sowjetisches Engagement wirtschaftlich und damit politisch am Ende sei.

Die kommunistische Propaganda verschwieh wohlweislich, daß der spätere Kopf der Junta, General Augusto Pinochet kurz vorher in Moskau gewesen sei, um Waffen zu erstehen. Waffen im Wert von \$100 Mio! Ein Geschenk Allendes an die Militärs, um sich deren Loyalität zu versichern. Welch ein Wahnsinn! Das Raubtier anfüttern, damit es noch kräftiger werde – in der irrsinnigen Hoffnung, es werde einen dann verschonen. War der Mann wirklich so grenzenlos naiv? Irgendwann begriff Allende seine katastrophale Lage und die des Landes auch und regte eine Volksabstimmung an, bei der er sein Amt zur Disposition zu stellen gedachte.

Das sollte am Montag dem 10. September 1973 geschehen. Doch Pinochet hielt ihn hin und überredete ihn, diesen Punkt erst am Mittwoch auf die Agenda zu setzen. Pinochet? Aber ja doch. Der grundverdorbene Oberfaschist war doch vor ganz kurzer Zeit erst von Allende zum Oberbefehlshaber der chilenischen Streitkräfte ernannt worden und galt als dessen enger Vertrauter und loyaler Freund! Auch du, mein Sohn Brutus...? Wie sich doch die Geschichte allenthalben wiederholt. Das liegt daran, daß die Menschen ewig dieselben bleiben. Am Dienstag schlug das Militär dann zu. Das aber ist richtig: Allende hatte sich in der Moneda verschanzt. Pinochet, der von seinesgleichen gedrängt wurde, sich an die Spitze des Umsturzes zu setzen, wollte seinen ehemaligen Dienstherrn da raus haben. Kein Putschist hatte indes die leiseste Absicht, ihn im Präsidentensessel zu

töten. Die Geschichte von Macbeth war auch in Chile nicht unbekannt. Und so wußten wenigstens die führenden Köpfe des Staatstreiches, daß ihnen der Mord am guten König Duncan eine verdammt schlechte internationale Presse verschafft und für die Zukunft eine hohe Hypothek aufbürdet. Solche punktuellen Ereignisse voller Dramatik bleiben im Gedächtnis der Menschen immer intensiver haften, als zum Beispiel eine dem Putsch folgende Konsolidierung der Wirtschafts- und Sicherheitslage im Lande. Gleichwohl wurde der Präsidentenpalast bombardiert. Doch nach übereinstimmenden Aussagen seiner Leibwächter und seines Arztes setzte Allende selbst die Waffe an sein Kinn und schoß sich eine Kugel durch den Kopf. Selbstmord, also. Nichts mit Heldentod! Es sei denn, wir veruhnen diese Tat als eine Art Harakiri. Doch Dr. Allende war lateinamerikanischer Jurist und kein japanischer Samurai.

Dem aber gingen noch andere Unstimmigkeiten voraus, die von der kommunistischen Propaganda wohlweislich verschwiegen wurden: Nichts hörte man davon, daß Allende seine schlimmsten Feinde in den eigenen, den sozialistischen Reihen sah, und nicht etwa in Washington. Die enteignete „Anaconda“, vormalige Besitzerin der weltgrößten Kupfergruben von Chiquicamata, war böseartig. Señor Altamirano aber, ein Sozialist durch und durch, war noch einen Zahn schärfer: Der dachte gar daran, den US-Amerikanern in Chile ein zweites Vietnam zu etablieren. Wir wissen, es kam anders. Südamerika, die Heimat uniformierter Schlächter, verwandelte auch Chile in ein Schlachthaus, in dem die siegreichen Konservativen das Land erst einmal von oppositionellen Kräften „befreiten“. Die Wirtschaft allerdings begann zu gesunden. So sehr, daß nach dem Zusammenbruch der größten DDR der ganzen Welt deren letzter Staats- und Regierungschef Honecker mitsamt seiner Margot nun hoherfreut im Gegenzug das politische Asyl Chiles annahm, das sie sich in den Jahren der Gastfreundschaft für chilenische Emigranten so wohlverdient hatten.

Daß die Militärs und die U.S.A. an ihrem neuen Wohnsitz noch immer das Sagen hatten, störte das illustre Stalinistenpärchen nicht weiter. Sie hätten sich ja auch nach Nord-Korea zurück ziehen können. Aber das wollten sie nicht. In Viña-del-Mar, dem Nobelorort Santiagos am Pazifik, lebte es sich doch viel luxuriöser! Das eine Honecker-Tochter dort schon seßhaft geworden war und die heimatlos gewordenen, von Reaktionären vertriebenen Eltern bei sich aufnahm, ist die fadenscheinigste aller Begründungen für diesen denkwürdigen Umzug, dessen Ziel sich so gar nicht mit der Ideologie vertrug, die die Honeckers über Jahrzehnte hinweg siebzehn Millionen Menschen in die Köpfe hinein zu tyrannisierten versuchten.

Das Abscheulichste an der ganzen Sache ist aber, daß wir am Beispiel des saarländischen Dachdeckers und GeStaPo-Kalfaktors Erich Honecker und seiner unerträglichen Ehefrau erkennen, daß selbst die Leute, die uns den Typus des neueren, des besseren Menschen verkaufen wollten, aus nichts als machtbezogenen Lügen bestanden. Lügen, mit denen sie letztendlich ein ganzes Gesellschaftssystem durchflochten. Lügen, die immer abstruser wurden und schließlich in eine Art Pseudoreligion mündeten. Als Successor des von den Kommunisten abgelösten staatlichen Christentums belferten die neuen Machthaber nun auch täglich: „Glauben müßt ihr! Glauben! An unsere gerechte Sache, an die hehre Zukunft, an die Unfehlbarkeit von Partei und Regierung – glaubt, bis die Schwarte kracht!“ Und sie krachte, 1989 im November. Ab da glaubten wir dem Dr. Kohl. Aber das ist eine andere Geschichte. Das alles macht pessimistisch, weil man irgendwann aufhört, an eine Verbesserungsfähigkeit des Menschen zu glauben. Keine gute Voraussetzung, an einer lebenswerteren Welt zu arbeiten. Denn, das wollen wir den Christen gerne glauben: Ein Mensch ohne Glauben ist ein Mensch ohne Hoffnung!

Das Institut der Deutschen Wirtschaft prognostiziert das Wirtschaftsjahr 2005

B. St. Fjöllfross

Das alte Jahr geht in sein letztes Viertel. Eine Wirtschaftsprognose für die folgenden zwölf Monate fällt traditionell in diesen Zeitraum. Also legen die Wirtschaftsweisen und -institute ihre Beobachtungsergebnisse zusammen mit den daraus gezogenen Schlußfolgerungen vor. Und so setzte sich am 11. Oktober 2004 Herr Michael Hüther vor die Kamera und orakelte drauflos. Sie werden fragen: Wer ist Herr Hüther? Herr Hüther ist der junge und smarte Direktor des Institutes der Deutschen Wirtschaft (IDW).

Und in dieser Eigenschaft präsierte Herr Hüther zwei weiteren Auguren aus seinem Hause – Dreie auf der erhöhten Bank machen sich immer besser als ein einzelner, einsam wirkender Kämpfer. Herr Hüther sprach sehr flüssig, beinahe stilvollendet und sachlich. Eine akustische Wohltat, seinen Worten zu lauschen. Wenn es doch nur auch eine Wohltat der Sache nach gewesen wäre! In diesen schweren und krisengeschüttelten Zeiten dürstet das Ohr nach frohen Botschaften, die Hoffnungen zu wecken geeignet sind. Doch leider...

Was Herr Hüther in seinen Ausführungen zur erwarteten Wirtschaftsentwicklung verlauten ließ, war alles andere als ein „Land in Sicht“. Euphemistisch ließ sich vielleicht noch von einer Art verhaltenem Zweckoptimismus reden, aber selbst dieser entbehrt jeder ernsthaften Grundlage. Jeder weiß es. Doch Herr Hüther schlug sich wacker. Unwillkürlich drängt sich die Frage auf, ob es sich wohl um ein strategisches Auftragsgutachten handelte, welches vor der versammelten Presse zum Vortrag gebracht wurde. Und wer hinter diesem Auftrag stehen könnte. Die Bundesregierung etwa? Nur dieser könnte nämlich ein solches Pfeifen im Walde konvenieren. Nähert sich doch die Legislaturperiode unaufhaltsam ihrem Ende entgegen. Und was kommt dann? Dann kommen die Wahlen...!

Mit großem diplomatischen Geschick flocht Herr Hüther immer wieder das Wörtchen „sollte“ in seine Rede ein. Das war der einzige eklatante Stilbruch, denn wer „sollte“ für das Futurum benutzt, der verrät Unsicherheit: „Es „sollte“ also wiederum eine Neuverschuldung des Staatshaushaltes um 3%, sprich eine Nettokreditaufnahme von 70 Milliarden Euro geben“, womit das Maastricht – Abkommen wiederum verletzt und die dort ausgehandelten Stabilitätskriterien ad absurdum geführt werden. „Die Zahl der Arbeitslosen „sollte“ im Jahresdurchschnitt 2005 bei 4,2 Millionen liegen...“ Nein, verdammt noch mal, das sollte sie eben nicht tun! Wir wissen ja, wie es meint. Dieses vorsichtige Abschätzen, dieses Lavieren, dieses um den heißen Brei herumiefern, dieses bloß nicht festnageln lassen. Aber das ist Mist! Klipp und klar die Karten auf den Tisch! Und nicht diese schöngerechneten Zahlenkolonnen. „Die Bundesrepublik ist immer noch exportstark, nur eben die Binnennachfrage hapert ein wenig...“ Ein wenig? Wir haben ein gigantisches Händlersterben, von Tante Emma bis Karstadt-Quelle. Wir müssen nur den Binnenmarkt etwas beleben.

Herr, belebe seinen Geist! Wovon denn? Von der Masse der zu erwartenden 1-Euro-Jobs? Jetzt, da gerade die beiden großen deutschen Automobilhersteller Opel und Volkswagen Tausende auf die Straße setzen, Zulieferer und Zwischenhändler in die Knie gehen – aber Herr Hüther rechnet mit einem Wachstum der Inlandsnachfrage von etwa 1%. Und dann platzt ein Satz aus ihm heraus, der uns mehr elektrisierte, als hätte man Johannes Hus auf dem Konstanzer Konzil zum neuen Pontifex ernannt: „... Hartz IV „sollte“ das verfügbare Einkommen nicht verändern...“ Welches? Seins? Das des Herrn Bundeskanzlers oder das Herrn Ackermanns von der

Deutschen Bank. Wollen diese drei Herren etwa mit ihrem ungeschmälerten Einkommen die deutsche Binnennachfrage wieder auf Touren bringen? Den Proleten sind ja Lohnerhöhungen unter 2% in Aussicht gestellt worden. Lohnerhöhungen!? Man sollte sich das Wort noch mal auf der Zunge zergehen lassen, ehe es aus Duden und Bertelsmann verschwindet. In der deformierten Rechtschreibung liest es sich dann wahrscheinlich: inflationsbezogene Lohnangleichung mit stetigem Abwärtstrend. Man merkte dem DIW-Direktor die Entrückung an. Mit den nächsten Prognosen hatte er dann dieses irdische Jammertal endgültig hinter sich zurückgelassen: „Das „Angstsparen“ „sollte“ sich verringern...“ Kunststück, wer von den Hartz-IV-Empfängern wird noch zum sparen kommen? Wenn wir den Gedanken weiterführen, so wagen wir zu behaupten, daß sich jegliches Sparen alsbald erheblich verringern wird.

„Die Beiträge der Krankenkassen „sollten“ sich reduzieren.“ Das sollten sie wohl – und das sollte auch schon lange geschehen sein. Um dieses Luftschloß zu bauen, was man schon Beitragszahlerverhöhung nennen darf, hätte sich Herr Hüther weiß Gott einen besseren Zeitpunkt wählen können. Die Kassen haben Blut geleckt, die lassen keinen roten Heller nach, ob sie „sollten“ oder nicht! Das ist sicher! Und so ging das alles munter langhin. Die anwesenden Reporter meinten im Anschluß unisono, dieses sei wohl die rosigste Prognose gewesen, die sie seit langem gehört hätten. Uns fehlten eigentlich nur noch die Begriffe der Frontbegradigung und des strategischen Rückzugs.

Schade, daß sich Herr Hüther nicht festlegen wollte. Es wäre zu schön, sein langes Gesicht zu sehen, wenn es Silvester 2005 hieße: „MAZ ab!“, um Herrn Hüthers Konfrontation mit seinem Vortrag zu thematisieren. Na ja, der Kracher wäre es sicherlich auch nicht geworden, denn das Repertoire der dann fälligen Ausreden – unbedingt das essentielle Wort „Unwägbarkeiten“ enthaltend – kann der politisch interessierte Laie mittlerweile synchron mitbeten – ähnlich wie die Fangemeinde der Rocky-Horror-Picture-Show. Daher setzen wir an dieser Stelle unsere Prognose dagegen – und wir lassen uns festlegen: - Die Arbeitslosenzahl wird auf weit über 4,5 Millionen ansteigen

- Die Binnennachfrage wird sich weiterhin rückläufig entwickeln
- Die Sozialbelastungen des Einzelnen wird sich exponentiell erhöhen
- Der Wind auf dem Arbeitsmarkt wird sehr viel rauher
- Es wird großflächige und prägnante Lohnabsenkungen geben, unter der der Markt weiter krachen wird
- Spareinlagen werden vor dem Zugriff des Fiskus in Sicherheit gebracht und damit dem Wirtschaftskreislauf entzogen.
- Deutschland degeneriert zur Bananenrepublik – die japanischen Sumotori würden sagen, ein ehemaliger Ozeki verläßt die Maegashira-Klasse, um fortan als Primus in der Yurio-Liga zu kämpfen.

Man prüfe uns am letzten Tag des nächsten Jahres. Herr Hüther aber und seinem Institut „sollte“ man die ehemalige Regierungssiedlung Wandlitz anweisen. Dort hat sich die Natur mittlerweile an weltfremde Spökenkieker und Rosarote-Brillen-Träger gewöhnt, die permanent eine lichte Zukunft vor Augen haben und es sich dabei gut gehen lassen, während das Volk wieder einmal versucht, dieser geballten Ladung Inkompetenz und Schönfärberei ledig zu werden.

Demokratie in der Ukraine

K. K. Bajun

Ein Volk geht für die Demokratie auf die Straße und hält selbst im Eiseigen kontinentalen Winter der Ukraine die Stellung. tagelang, wochenlang. Sie halten aus. Sie kämpfen für faire Wahlen. Blödsinn! Das alles ist ausgemachter Stuß. Das sind romantische Märchen, um dem demokratiemüden deutschen Lämmel das Wählengehen wieder schmackhaft zu machen. Die Ukrainer haben nichts mehr zu fressen und leiden an Hunger, Kälte und Verelendung, während ein raffgieriger Klüngel mafioser Oligarchen das Land systematisch aussaugt.

Sie wollen eine Veränderung. Sie wollen eine Abkehr von Rußland, dessen Zar Putin, sowie dessen Wirtschaftselite, es noch immer mit dieser Oligarchenbande hält. Janukowitsch ist gegen die Europäische Union eingestellt, weil diese unweigerlich fordern würde, den ukrainischen Wirtschaftsraum für die EU zu öffnen - und zwar primär als Absatzmarkt und sekundär als substituierenden Produktionsstandort für die jetzt schon teurer werdenden Standorte in Ungarn, Polen, Böhmen und der Slowakei.

Janukowitsch und seine Spießgesellen aber hängen am Tropf Moskaus. Der aber ist unglücklicherweise auch am Versiegen. Und so hat Janukowitschs Herausforderer Juschtschenko begriffen, daß, wenn die Ukraine noch eine Chance haben soll, diese eher in Brüssel als in Moskau zu suchen ist. Aber will Brüssel wirklich eine Aufnahme der Ukraine? Paßt denn das überhaupt? Haben wir nicht schon genug Ärger mit der strittigen Aufnahme der Türkei? Laizistisch oder nicht - die Türkei ist seit dem Fall Konstantinopels ein muselmanisches Land. Wie soll man das in die Wertegemeinschaft des Okzidents integrieren? Gibt es doch schon Spannung genug mit den Muselmännern, die sich mittlerweile im Abendland häuslich eingerichtet haben.

Nun mag man einwenden, die Ostkirche sei schließlich auch eine Kirche und stünde uns von ihrem Gedankengut her gesehen zumindest näher als der Halbmond. Weit gefehlt! Was haben wir denn von Monty Python gelernt: Der weitaus schlimmere Feind für die „Jüdische Volksfront zur Befreiung Palästinas“ sind nicht die römischen Legionen, sondern die „Volksfront Judäas zur Befreiung Palästinas“. Will heißen, die eigenen Brüder sind oftmals verfeindeter, als sie das einander fremde je sein könnten.

Das Dritte Rom, also Moskau, ist in dem Gebiet zwischen Bug und Ural tonangebend. Es ist noch immer eine Großmacht. Keineswegs substanzlos, keineswegs zu unterschätzen. Und dieses Dritte Rom wird seinen Einfluß nicht sang- und klanglos aus der Ukraine zurückziehen. Man bedenke, Kiew - das ist die Mutter der russischen Städte! Und Odessa, die Krim, der Zugang zum Schwarzen Meer, das nahe Donaudelta, die Kohlegebiete von Donezk! So was gibt man doch nicht auf! Und sieht einfach zu, wie es dem tausendjährigen Feind, dem verfluchten katholischen Westrom in die Hände fällt. Man ist Byzanz! Byzanz ist nicht ausgelöscht worden, es hat sich an die Ufer der Moskwa und der Jausa zurückgezogen.

Es hat mitansehen müssen, wie es nach Justinian und Theodora immer mehr an Einfluß verlor, wie es von den vorüberziehenden „christlichen“ Kreuzfahrerheeren aus dem Westen attackiert, geplündert und gebrannt wurde, wie es von Westrom schmähsch im Stich gelassen wurde, als Osmane Truppen seine Mauern berannten. Und letztendlich: wie das Abendland hämisch zusah, als die eigenen christlichen, aber eben orthodoxen Brüder, nur weil sie im Sinne des Katholizismus als Abtrünnige, als Ketzer galten, von den Mohammedanern zu Paaren getrieben wurden. Pah, Orthodoxe! Die sind schlimmer als die Ungläubigen - siehe oben. Und nun hatte

Gott, der Allmächtige, seine Unterschrift unter diese vatikanische These gesetzt. Hatte er die lästerlichen Schurken von unbotmäßigen Abtrünnigen doch eigenhändig den turbantragenden Söhnen Belials überantwortet. Gewissermaßen als Strafe dafür, daß sie sich über all die Jahrhunderte dem Diktat des Heiligen Vaters aus dem Lateranpalast nicht fügen wollten. Ostrom, Westrom - jeder Historiker wird jetzt wütend aufbegehren. Das gab's doch gar nicht mehr zu dieser Zeit. Mag sein. Offiziell sicher nicht. Aber diese übersichtlichen Kategorien verdeutlichen die alten Befindlichkeiten und Ressentiments an ihren Wurzeln.

Hier und in den schon erwähnten ökonomischen Aspekten liegen die Ursachen für das Engagement Brüssels und den Widerstand Moskaus. Hier und nirgendwo anders. Diese beiden Kriterien gehen die unheilvollste Allianz miteinander ein. Und das Zentrum des politischen Wirbelsturms, das Auge des Orkans sozusagen, bildet sich vor den Regierungsgebäuden zu Kiew. Ein typisches Auge: Es ist totenstill, aber die Wellen schlagen vernichtend hoch - und das von allen Seiten. Hier liegt Sprengstoff, der das europäische Haus bis in seine Grundfesten zu erschüttern vermag.

Und die Protestanten auf dem Kiewer Platz der Freiheit? Die wollen bloß endlich vernünftig leben. Und wenn Janukowitsch ihnen dieses Leben verschaffen könnte, würden sie ihn von heute auf morgen zum Tyrannen, zum Diktator, zum Gottseibeius wählen und auf Demokratie und faire Wahlen einen großen Haufen scheißen.

Bis auf ein paar verträumte Spinner, natürlich. Aber die gibt's in jeder Gesellschaft!

Der Kanzler und das Peterprinzip

Jules-Francois Savinien Lemarcou

In den späten Siebzigern des letzten Jahrhunderts wartete der kanadische Professor Lawrence C. Peter mit soziologischen Betrachtungen auf, die er im Nachfolgenden und zu einem ebenso amüsanten wie aufschlußreichen Buche zusammengefaßt das „Peter-Prinzip“ nannte. Dieses Prinzip umschreibt grob gesagt die Positionierung einzelner Persönlichkeiten auf Grund ihrer Qualifikation innerhalb einer Gesellschaft. Das Erstaunliche aber ist, daß sich die meisten Menschen nicht, wie das Klischee es vorhersagt, immer weiterentwickeln, bis sie irgendwann einmal einen Posten erreicht haben, der ihnen die optimale Umsetzung ihrer gewonnenen Weisheit und Erfahrungen ermöglicht, sondern sie eine Stufe der Unfähigkeit und Inkompetenz erreichen, auf der sie dann zum Schaden aller und sich selbst verharren, bis sie aus dem Erwerbsleben ausscheiden.

Wie kommt das? Nun, die Erklärung, die Herr Peter mitliefert, ist ebenso banal wie einleuchtend: Ein Mensch, der auf seinem Gebiet dank seiner Fertigkeiten Meriten erwarb, wird in aller Regel von seinen Kollegen oder Vorgesetzten dieser Eigenschaften wegen geschätzt. Die Chefs verfallen dann häufig dem verbreiteten Irrtum, daß dieser Mensch zu Besserem berufen sei und an entsprechend höherer Stelle mit seinem Potential weit mehr im Sinne der Sache zu leisten imstande sei. Er wird befördert.

Auf seinem neuen Posten angekommen, sieht sich der Geehrte jedoch Problemen ausgesetzt, die sich oft fundamental von denen seines bisherigen Wirkungskreises unterscheiden. Er ist ihnen nicht gewachsen, er reagiert überfordert, er macht Mist. Jetzt ist keiner mehr interessiert, den Unglücksraben zu befördern, höchstens ihn wegzuloben, denn das Degradieren ist doch eine zu unfeine Sache. Zumal ein solcher Vorgang

unweigerlich auf die zurückschlagen würde, die den ehemals glanzvollen Aufsteiger erst auf die Position lancierten, auf der er sich vom Köhner zum Versager wandelte. Wir wollen ein Beispiel nennen: Eine Lehrerin, die ausgezeichnet mit Kindern umzugehen verstand und daher über viele Jahre hinweg in ihren Fächern exquisite Jahrgänge von der Schule verabschieden konnte, wird nach der Vakanz des Rektorenpostens sowohl von ihren Kollegen als auch vom Kreisschulrat für diesen Posten nominiert. Nun aber hat sie mit der Verwaltung, der Ausarbeitung und Koordination der Dienst- und Schulpläne, der Verhandlungen mit dem Schulrat und dessen Behörden um notwendige Bereitstellung von Geld- und Unterrichtsmitteln und den Querelen der Kollegen untereinander zu tun. Unterricht hält sie, wenn es hoch kommt, noch gerade mal zwei Stunden in der Woche.

Beim Lehren von Kindern war sie Spitze! Mit dem anderen Kram hatte sie vorher nie zu tun gehabt. Hier hat sie kein glückliches Händchen. Der Kreisschulrat, mit dem sie zäh verhandeln muß, ist kein Kind. Er ist ein Erwachsener. Und noch dazu ein sehr profilierter. Ein schwieriger Mann, bei dem alle Strategien zur Lenk- und Formbarkeit von Kindern kläglich scheitern müssen. Dasselbe trifft auf die Probleme der Kollegen zu. Deren Qualität ist eine andere, als bei Kindern. Na ja, sie sollte es zumindest sein. Organisieren war noch nie ihre Stärke – Dienstpläne sind ihr ein Horror. Und so fallen sie auch aus. Der Ärger mit dem Kollegium ist vorprogrammiert. Die Bewältigung des Theaters erweist sich als insuffizient, was dieses noch verstärkt, siehe oben.

Ähnliches läßt sich auf fast alle Branchen applizieren. Also schlußfolgern wir: Hierarchien produzieren unweigerlich Nieten, wenige Ausnahmen eingerechnet. Der Nackte Affe aber ist, seit Darwin und Morris wissen wir es, ein Rudeltier. Und in Rudelverbänden sind Hierarchien unabdingbar. Wo zwei Individuen aufeinandertreffen, geht es sofort um die Frage der Macht, um das „Oben“ und das „Unten“. Wenn wir das Gesagte mit spinozistischer Sachlichkeit überdenken, so erklärt sich vieles, was angesichts eklatanter gesellschaftlicher Fehlleistungen immer wieder Erstaunen hervorruft.

Wir erinnern des Bestsellers „Nieten im Nadelstreifen“, der vor einigen Jahren für Wirbel auf dem Buchmarkt sorgte. Dieses Werk zeigte Beispiele aus exponierten Positionen in Politik und Wirtschaft, wofür Herr Lawrence den wissenschaftlichen Unterbau lieferte. All das stimmt uns nachdenklich: Durch eigene Beobachtungen über Jahre hinweg können wir nicht anders, als die geschilderten Sachverhalte immer wieder zu bestätigen.

Ziehen wir mal gedanklich einen kühnen Bogen in die Spitze der „Deutschland-AG“, ins Bundeskanzleramt. Bekanntlich ist es ja dem Kanzler vorbehalten, die Richtlinien der Politik zu bestimmen. Diese Richtlinien jedoch begleiteten seit seinem Amtsantritt einen chronischen Verfall des Staatshaushaltes. Lassen wir dabei außer Acht, daß die Situation so schon von seinem Amtsvorgänger, dem Dr. Kohl, übernommen wurde, halten wir dem Herrn Bundeskanzler fernerhin zugute, daß die vielfältigen Ursachen dieser schweren und anhaltenden Krise weitaus früher anzusiedeln sind, so bleibt doch unter dem Strich bestehen, daß Herr Schröder in seinem Regierungsamte bei weitem nicht an die Erfolge anknüpfen kann, die er als Ministerpräsident des Landes Niedersachsen errang.

Seinem Prädezzessor war dasselbe Schicksal beschieden, das prägnanteste Fiasko erlebte diesbezüglich Ludwig Erhardt. Die Reihe ließe sich beinahe beliebig fortsetzen und beweist, daß der Erfolg auf einer „niedrigeren“ Ebene keinesfalls eine Legitimation für das nächsthöhere Amt ausweist. Ja, eher das Gegenteil scheint der Fall zu sein. So sei Herr Stoiber gewarnt: Schaffte er im Gegensatz zu seinem Vorgänger FJS den Sprung auf den Kanzlersessel, er würde unweigerlich seine eigene Legende zertrümmern. Deutschland ist

nicht Bayern! Bei uns in Brandenburg sieht es ähnlich aus: Herr Platzeck, vom Volke auch liebevoll der Deichgraf genannt, weil er während der Oderflut Wunder wirkte, war ein hervorragender Potsdamer Bürgermeister. Doch das Land Brandenburg aus seiner tiefen strukturellen und ökonomischen Krisis befreien – das vermag auch er nicht.

Wie auch, ein guter Kompaniechef, der an der Spitze seiner Truppe jahrelang glänzte, eignet sich derhalb noch lange nicht zum General! Dafür ist ein ganz anderer Horizont vonnöten. Zur Ehrenrettung des Kompaniechefs sei aber gesagt, daß sich die meisten Generäle bei einer Vorortentscheidung dann ebenfalls brasselig anstellen würden, wenn sie ihre Karriere nicht Schritt um Schritt aufgebaut haben und somit der erforderlichen Erfahrungen entbehren.

Es ist also wünschenswert, daß das Peterprinzip unters Volk gebracht werde, um die Kriterien für die Auswahl der Entscheidungsträger auf breiter Basis umzugestalten.

Natürlich steht ein solcher – wie wir natürlich wissen – irrationaler Vorschlag in krassem Gegensatz zu den Interessen der aufstrebenden Kader. Denn diese drängen ja naturgemäß an die Spitze der Pyramide.

Auf die Einsicht solcher Leute in höhere, das heißt Staatsinteressen zu vertrauen, ist schlichtweg abstrus. Man wird eine solche Intention bei den wenigsten finden.

Und selbst, wenn die Ziele solcher Personen von geforderter Selbstlosigkeit und Ehrenhaftigkeit geprägt sein sollten, so werden sie sich doch in ihrer Leistungsfähigkeit durchaus selbst überbewerten.

Was sie bis zu diesem Punkte geschafft haben, verleitet sie zu dem Glauben, es ginge ewig so weiter und kein Ende wäre abzusehen. Ja, sie selbst sind es, die unablässig auf ihre Referenzen verweisen und den Mythos vom Alleskönner nähren. Denn, gerade ein Charakter, dem Selbstverleugnung und Infragestellung der eigenen Fähigkeiten weitestgehend fremd ist, ist dem Kampf um die Karriere förderlich. Die Lauen und Selbstzweifler werden beizeiten vom System ausgespuckt.

Wenn die vormaligen Cracks dann ihre Stufe der Inkompetenz erreicht haben und ihre Fehlleistungen zunehmen, so sind selbstredend die anderen dran Schuld. Die politischen Gegner, die unfähigen Zuarbeiter aus den eigenen Reihen, die Widrigkeiten und nachteiligen Umstände – nur sie selbst nicht!. Denn – würden sie Fehler machen, wären sie dann jetzt auf diesem Posten?

Diese Argumentation nützt aber den Opfern ihrer Inkompetenz nichts. Und da liegt der Hase im Pfeffer.

Die Frage bleibt nämlich bestehen, nach welchen Kriterien sich ein potentieller Entscheidungsträger sonst erkennen ließe, wenn nicht an seinen bisher bezigten Leistungen. Und wann er seine persönliche Stufe der Inkompetenz erreicht, wer vermag das im Voraus zu sagen? Selbst wenn sich dafür sichere Zeichen erkennen ließen, wer könnte denjenigen dann noch erfolgreich ausbremsen? Wird sich doch der zukünftige Vortänzer auf seinem Karriereweg so etwas wie eine solide Hausmacht aufgebaut haben, die ihn schon aus Eigeninteresse allen Schutz angedeihen lassen und ihn protegieren, wo es nur geht. Kommt er nach oben, dann hat er sich schon nach unten hin abgesichert – dessen kann man gewiß sein. Es sind derer nur wenige Großkopferte, die man mit einer Kugel erlegt. Also, was tun? Wir wissen es auch nicht, zugegeben. Aber darüber nachdenken wollen wir.

Der Rabbi und der Giftzwerg

Zu einer Sendung des Formates „Hier nach Vier“ des Mitteldeutschen Rundfunks vom

16. November 2004

Scholcher M. Druckepennig

Ein Brief des Preußischen Landboten an den Mitteldeutschen Rundfunk

Sehr geehrte Damen und Herren,

Am 16. November 2004 hatten Sie gegen 18:30 Uhr Herrn Landesrabbiner Dr. S. Almekias-Siegl aus Leipzig zu Gast, der auch zu den Fragen einiger Anrufer Stellung nahm. Leider war Herr Dr. Almekias-Siegl in der deutschen Sprache noch nicht so firm, daß er den Hintersinn des letzten Hörereinwurfes hätte voll erfassen können. Der Anrufer, der sich leider nicht vorgestellt hatte, zitierte aus dem Talmud und anderen zentralen Schriften des Judentums Stellen, die besagten, daß das Judentum nur Juden als Menschen anerkennt, andere Menschen als „Menschenrinder“ betrachte und diese nur als Sklaven der Juden tauglich befinde. Wie denn Juden Toleranz einfordern können, wo sie diese Anderen so offensichtlich nicht zu gewähren bereit sind, fragte der Anrufer hörbar erregt.

Nun, diese Texte entstanden in einem völlig anderen historischen Kontext, in einer anderen Landschaft, in einer völlig anderen Epoche. Zu diesen Zeiten und in diesen Gegenden pflegten sich Menschen normalerweise im Umgang mit Angehörigen anderer Stämme nicht gerade mit moralischen Bedenken zu plagen. Es galt, wer wen und es war eine (manchmal recht fragwürdige) Gnade, überhaupt das nackte Leben behalten zu dürfen, wenn man noch zu Sklavendiensten zu gebrauchen war. Eine solche Zeit schuf ihre eigenen Grundsätze und Theorien über das Miteinander. Wer sich diesen Ansichten verschloß, wurde nicht etwa zum von der Welt gefeierten Gandhi erhoben, sondern in kürzester Zeit um seine Existenz gebracht. Diese Altformulierungen, nur weil sie vor zig Jahrtausenden unter den damals herrschenden Umständen postuliert wurden und seitdem dem Gesamtkanon der religiösen Tradition zuzurechnen sind, gnadenlos als Argumentationshilfe zu mißbrauchen, um dem Gegenüber nach heutigen Maßstäben und Werten aggressive Attitüden zu unterstellen, zeugt entweder von wenig Überlegung oder von einem eigenen gerüttelten Maß an Boshaftigkeit.

Schließlich basiert auch das Christentum zwangsläufig und aus Gründen eigener göttlicher Legitimation auf einem Großteil jüdischer Überlieferungen, die zumindest im Alten Testament alles andere als fromm und jugendfrei sind. Die Fragestellung selbst wurde im Übrigen nicht von einem um Verständnis bemühten Ton getragen, sondern verhielt sich schon in der Art ihrer Formulierung die Suche nach der Konfrontation. So wäre es begrüßenswert gewesen, diese Frage schon im Vorfeld zu filtern. Denn, der Herr Rabbiner war, bedingt durch sein sprachliches Handicap, geradezu überrollt worden und außerstande, adäquat zu reagieren. Draußen aber, vor den Bildschirmen, sitzen genug Hohlköpfe, die nur verstehen, was sie verstehen wollen. Für diese unseligen Zeitgenossen war diese Frage wie ein Artikel aus dem „Stürmer“. Und dieses Öl im Feuer der vorurteilsbehafteten Dummheit ist angesichts der noch immer gefährdeten Situation unserer deutschen Juden das wirklich Letzte, was wir brauchen können. Für Ihren Beitrag und die Einladung des Herrn Dr. Almekias-Siegl in Ihren Sender jedoch sei Ihnen gedankt. Solche Ansätze des gegenseitigen Kennenlernens sind nicht hoch genug zu bewerten.

Es grüßt Sie mit einem herzlichen Schalom

Ihr Scholcher M. Druckepennig -Redakteur des Preußischen Landboten-

Der Räuberhauptmann Habakuk Schmauch, die Brandenburger Heerstraße und die Gegenwart –

eine vergleichende Betrachtung

Don M. Barbargria

Was wäre, wenn...

Wäre das nicht ein dankbarer Anfang für einen Schulaufsatz? Probieren wir es doch mal! Zum Helden unseres Themas wählen wir Herrn Habakuk Schmauch.

Wen? Na den Schmauch! Liebe alte Brandenburger! Da werden doch gleich alle Glocken klingeln, oder? Diebesgrund, Silberquelle, der Wirt vom Radkrug, der mit der Räuberbande Habakuks unter einer Decke stak, überfallene Kaufmannszüge, entführte Brandenburger Ratsherrentochter, Habakuks Ergreifung, Aburteilung wegen langjähriger Einkommenssteuerhinterziehung zum Schaden des Brandenburger Finanzamtes und seine letztendliche Hinrichtung. Huh, wie schaurig. Also, das verspricht interessant zu werden!

Nun wollen wir an dieser Stelle nicht die ollen Kamellen aufkochen, die in jedem guten Sagenbuch der Havelstadt nachzulesen sind. Uns interessiert hier vielmehr die Überlegung: Was wäre, wenn der Scharfrichter Habakuk nicht „abgetan“ hätte und letzterer heute noch leben würde? Dabei lassen wir mal den schalen Witz außen vor, der besagt, daß Habakuk sich in diesem Falle wahrscheinlich längst ehrlich gemacht und mit seinem Riesenschatz an Erfahrung im Ausplündern eine gutdotierte Stelle als Staatssekretär im Bundesfinanzministerium angenommen hätte.

Nein, uns bewegt ein anderer Vergleich. Schauen wir doch mal: zu Habakuks Zeiten, also vor gut siebenhundert Jahren, war die Heerstraße zwischen Magdeburg über Ziesar, Brandenburg, Spandau, Posen bis nach Kiew so etwas wie die Autobahn BAB2 heute – eine pulsierende Ost-West-Magistrale. Etwas eng, erbärmlicher Straßenzustand – aber für Ansässige, wie den Herrn Schmauch und seine Mannen, durchaus lukrativ. Erhob er doch nach Gutdünken fette Zölle und Mautgebühren, leider aber eben ohne die entsprechende Konzession und damit Beteiligung seitens des örtlichen Staatsapparates. Die Fuhrwerke schaukelten ziemlich langsam dahin, Schrittempo, mehr gaben weder die Esel, noch die Planwagen und schon gar nicht die Straße her. Die Kaufleute und ihre Bediensteten schwebten beim Erreichen des Diebesgrundes in ständiger ernster Gefahr, aber sie mußten ihrer Profession nach dieses Wagnis eingehen, wollten sie ihren eigenen Lebensunterhalt sicherstellen. Manchmal ging es ja auch gut und die Waren kamen heil in Brandenburg, Spandau oder Ziesar an.

Und heute? Obwohl sich der Warenverkehr zum größten Teil auf die richtige BAB 2 verlagert hat, die fünf Kilometer weiter südlich verläuft, bekommen viele moderne Nutzer der Heerstraße die sieben Jahrhunderte alten Gewohnheiten nur schlecht aus dem Kopf und begreifen diese schmale Waldchaussee noch immer als die wichtigere der beiden Fernstraßen. Und was macht man auf Fernstraßen? Na? Man fährt halt schnell, logisch, sonst kommt man ja nie an! Zum Teufel mit den „Tempo 30“- Schildern hinter den Ortsausgängen von Mahlenzien und Kirchmöser, sowie hinter der Buckaubrücke bei Wendgräben. Für traditionsbewußte Preußen bezieht sich diese Geschwindigkeitslimitierung ohne Maßangabe sowieso auf preußische Meilen pro Stunde. Das wären dann umgerechnet etwa 225km/h. Schaffen

eh die Wenigsten. Also, freie Fahrt für freie Bürger! Ganz harte Jungs ignorieren sogar das Gewichtsverbot für Fahrzeuge über 3,5t zulässigem Gesamtgewicht, wie jener LKW-Fahrer des Gefährtes mit dem amtlichen Kennzeichen BRB-SX 25, der am 03. Dezember 2004 um 11:37 Uhr mit einem Affenzahn aus Richtung Mahlenzien/Kirchmöser kommend, die Buckaubrücke hinüberdonnerte. Würde der Radkrug noch existieren, so hätte man leicht auf den Gedanken kommen können, der Trucker hätte sich dort den Rest seines Verstandes weggesoffen.

Doch zurück zu unserer lokalen Räubergröße H. Schmauch. Beginnen Sie zu ahnen, wie der alte Abkassierer heute seine Brötchen verdienen würde? Natürlich! Mit Abkassieren! Was denn sonst? Hat er doch schließlich gelernt. Nur heute eben mit viel feineren Methoden. Er würde sich bei der Stadt bedienen lassen, gleichzeitig zwei, drei mobile Radarmeßgeräte auf den circa sieben Kilometern der Strecke postieren und sich sodann im Schaukelstuhl zurücklehnen. Der Rest erledigte sich fast von selbst: Blitz, Photo, Anschreiben mit fakultativer Äußerung zum Sachverhalt, Kasse, fertig! Das ganze beinahe im Minutentakt.

Denn die Strecke ist gut besucht, sie ist kurvig und hügelig und stark bewaldet – somit scheidet die warnende Wirkung des Blitzes für die Nachfolgenden beinahe vollständig aus. Man bekommt wirklich jeden. Und wie die Brüder da lang schmettern... Beinahe jeder mit gut dreißig km/h mehr als erlaubt. Gott, würde das klappern in der großen Geldtruhe! Und wenn Habakuk sich dann auch noch mit den Stadtoberen gut stellt, sich beispielsweise von Herrn Langerwisch als V-Mann des LKA für den Großraum Diebesgrund empfehlen läßt und ordentlich einen Anteil an den Stadtsäckel abführt, dann hat jeder was davon!

Habakuk baut sich eine schmucke Villa am Gränert mit eigenem Yacht-Hafen und Erlebnismeile, Herr Langerwisch braucht nicht mehr den Abriß der Ruine der Franziskanerklosterkirche St.Johannis am Salzufer anzudenken, sondern baut diese ganz im Gegenteil in Eigenregie wieder auf. Warum? Na, damit die vormals von Habakuk entführte und wider Willen festgehaltene Ratsherrentochter, die nun logischerweise zu dem zu Ehren und Reichtum gekommenen ehemaligen Kriminellen mit fliegenden Fahnen zurückgekehrt ist, statt einem vier Meter hohen Kerl aus Stein namens Roland die harten Ohren mit ihrem Gejammer weich zu kauen, in würdigem Rahmen mit ihrem Herzensräuber getraut werden kann.

Und alle braven Spender aus BRB, OHV, PM, HVL und JL sind herzlich eingeladen. Und woran scheitert nun dieses Idyll? Weil die Brandenburger so engstirnig waren, diesen Verdienten Räuber des Volkes aufs Rad zu flechten. (Eine Prozedur, die mit dem Leben schlecht vereinbar ist.) Hätten sie sich doch wenigstens auf das Rädern Herrn Schmauchs beschränkt! Dann wäre ja noch 'was zu retten gewesen. So aber vernichteten sie mit Habakuk Schmauch auch dessen Umtriebigkeit, dessen Elan und Geschäftssinn. Diese untrügliche Nase, die bares Geld schon drei Meilen gegen den Wind roch. Und nun haben wir den Salat!

Früher hatten wir einen Räuberhauptmann, der sich an der Heerstraße zu oft sehen ließ und dafür umgebracht wurde. Heute haben wir Polizisten und Stadtbedienstete, die selbigen Ortes keine erkennbare Präsenz zeigen und trotzdem gut besoldet werden. Und wir haben ein großes Haushaltsloch im Etat der Stadt Brandenburg. Früher hatten wir gemütlich schaukelnde Kaufmannszüge, denen selbst eine Schnecke mit etwas Glück auszuweichen imstande war. Heute werden wir von Kamikazefahrern heimgesucht, die andere Reisende gleich noch auf der Straße mit dem Tode und der Verstümmelung bedrohen, statt sie erst umständlich nach dem Diebesgrund zu verschleppen. Abgesehen von den enormen Folgekosten, die aus einem

Crash auf diesem engen Verkehrsweg unweigerlich für die Gesellschaft entstehen: Wer zahlt denn die Unfallrettung und -bergungsleistungen, den sündenteuren Krankenhausaufenthalt, die Reha-Kosten, den Rollstuhl, die Wiedereingliederungsmaßnahmen, die steigenden Haftpflichtbeiträge für Kraftfahrzeuge, und, und, und...? Das leistet die Gemeinschaft der Versicherten – also wir alle. Wir alle bezahlen für die Idiotie und persönliche Unreife von Wenigen, in deren Hände kein Führerschein gehört und ein Kraftfahrzeug schon gar nicht. Wir zahlen für Leute, die nicht mal erklären können, was sie mit den paar herausgerasteten Minuten so dringendes anfangen, daß sie dafür das Leben und die Gesundheit von sich und anderen, von Mensch und Tier bedenkenlos aufs Spiel setzen.

Ist es da noch eine Frage, woher die Redensart von der „Guten Alten Zeit“ kommt? Und so wünschen wir uns nichts sehnlicher, als daß die immer noch stark frequentierte Heerstraße wieder so observiert werden möge, wie einst, vor siebenhundert Jahren. Es sollte wirklich niemandes Schade sein.

Die schreckliche Welt der Tsunamis

Herrn B.St.Fjollfross

Seit Ende letzten Jahres kennt die globale Nachrichtenbranche beinahe nur noch das eine Thema: Die großen Wellen aus dem Indischen Ozean. Sie sind in aller Munde und seit jenen katastrophalen Ereignissen weiß jetzt sogar Lieschen Müller und ihre Oma, was ein Tsunami ist. Eine Woche vorher bei Jauch mit der Frage konfrontiert, was sich hinter diesem Begriff verbirgt - und in der ganzen Familie wäre das große Rätselraten ausgebrochen. Ein Fischgericht? Ein neuer Kleinwagen aus Korea oder der Tschechei? Eine asiatische Kampfsportart? Es war halt nicht wichtig.

Jetzt scheint das anders zu sein. Warum? Der erschreckenden Bilder wegen? Einhundertfünfundsechzigtausend Tote rund um die Küsten des Indischen Weltmeeres, ist es das, was Lieschen und ihre Leidensgenossen so betroffen macht? Es ist schon ein Phänomen: Nur solche Ereignisse scheinen sich dem schwachen menschlichen Verstand nicht zu verschließen, die mit rasender Geschwindigkeit auf die Leute einstürzen und innerhalb von Minuten die Landschaft verändern. Daß die Millionen Hans und Lieschen Müllers in Deutschland an einen unsichtbaren Marterpfahl gefesselt sind, während ein ungleich höherer Tsunami auf sie zu rollt, das merken sie gar nicht. Zu gebannt schauen sie auf die Ereignisse in Südostasien.

Die Regierung der Bundesrepublik Deutschland und die sie kontrollierenden Nieten im Nadelstreifen können dem Weltenschöpfer gar nicht genug danken: Militärische Expeditionen, die früher im Allgemeinen zur Ablenkung von inneren Krisen dienten, sind so ungewisse, teure und oft auch undankbare Abenteuer. Hier kann man billig alles der Höheren Gewalt in die Schuhe schieben. Das Volk starrt genauso gebannt auf den Horror und zerknittert derweil nervös und wie nebenbei den Hartz-IV-Bescheid. Das ist doch jetzt alles gar nicht so wichtig, nicht wahr - da unten tobt das Inferno! Es erinnert alles an den uralten Beutelschneider-Trick: „Ooch, guck mal da hinten, na da auf dem Dach, siehst du nicht?“

Und schwups, weg ist das Portemonaie. Doch ob man es wahrhaben will oder nicht: Längst ist auch Deutschland Opfer einer Sturmflut, die der blanke Hans (und wir reden hier nicht vom Sturm über der Nordsee, sondern vom Chef des deutschen Finanzministeriums) über weite Teile der Republik hereinbrechen läßt. Diese verheerende Walze kommt langsam aber unaufhaltsam in Gestalt einer massiven wirtschaftlichen Krise auf uns

zu gerollt. Sie meinen, das sei ein geschmackloser Scherz? Weit gefehlt! Sie werden es erleben. Hartz IV ist nur der erste Vorbote. Und während Lieschen noch ihren vermögenden Schwager beglückwünscht, daß er dem Tode während seines Thailand-Urlaubs so knapp entronnen ist, fertigt die Agentur für Arbeit bereits die Ablehnung für Lieschens Hartz IV -Antrag aus. Na, dann sieh mal zu, wie du dich weiterhin versicherst. Keine Stütze, keine Krankenkasse, so einfach ist das. Schlappe Hundert Euro sollten schon übrig sein, wenn du dich auf freiwilliger Basis absichern willst. Hundert Euro wovon.?

Tja, und daß du aus deiner um drei Quadratmeter zu großen Behausung auch raus mußt, das tut uns aber leid! Nur blöd, daß der Vermieter vorher von dir verlangt, die Bude in renoviertem Zustand zu übergeben. Ohne Abnahme keine Kautionsrückerstattung. Nach einer gewissen Frist läßt er renovieren - und das wird dann teuer. Das hängt dir eine Weile an. Wovon also die Renovierungskosten bezahlen und dann auch noch den Umzug und die Kautions für die neue Wohnung? Woher sollen wir denn das wissen?

Ach ja, da sind da noch die Schulden beim Versandhaus. Wie war das doch gleich: Heute kaufen, die erste Rate in einem halben Jahr bezahlen, nur 0,5% Zinsen, Topangebot, Super, Geil, etc.. Damals hatte Lieschen auch noch einen Job. Die Bank hat mittlerweile den Dispo eingestampft und jetzt sieht's auf einmal ziemlich mau aus. Laß den Kopf nicht hängen! Es gibt ja noch die Tröstungen der Privatinsolvenz. Nach sieben knallharten Jahren bist du schuldenfrei und kannst noch mal von vorne anfangen. So jedenfalls lautet das Märchen. Die Wirklichkeit faßte Fallada mit sechs Worten zusammen: „Wer einmal aus dem Blechnapf frißt!“

Das alles macht dich ganz krank, Lieselotte? Herzbeschwerden? Magengeschwür? Gallenkolik? Warte bloß nicht darauf, daß dir irgend jemand Medikamente vorbeibringt. Viele gibt es eh nur noch auf Privatrezepit und sind sauteuer. Für einen „Hartzter“ schon unerschwinglich - für einen, der nichts bekommt - erst recht! Ja, aber guter Mann, die vielen Toten bei dieser größten Katastrophe seit Menschengedenken! Schon recht. Dann nehmen Sie sich mal die deutschen Archive aus den Zwanziger Jahren des letzten Jahrhunderts zur Hand und überlesen mal die Selbstmordstatistik während der Weltwirtschaftskrise. Sie werden Augen machen. Ist Ihnen zu aufwendig? Ich kann Sie trösten: Ein gutes Zille-Buch tut es auch! Ist Ihnen doch hoffentlich noch bekannt, was der Pinselheinrich über die Elendsquartiere der sozial am Boden liegenden Proleten gesagt hat: „Auch mit einer Wohnung kann man einen Menschen töten!“

Es dauert halt alles nur ein bißchen länger. Statt in Minuten, wie bei einem Tornado, Erdbeben, Vulkanausbruch oder eben einem Tsunami, spielen sich diese Vorgänge in unserem Falle doch eher in Zeiträumen von Monaten und Jahren ab. Das aber schmälert ihre Effektivität nicht im Geringsten. Das kann ich Ihnen versichern! Die Bundesregierung tönte vollmundig, sie wolle die Hilfe für die Katastrophenopfer großzügig und unbürokratisch erhöhen.

Das trifft sich gut. Bedeutet es doch, daß entsprechende Mittel vorhanden sein müssen. Wie sieht's denn aus, Herr Wirtschaftsminister? Welche Katastrophenhilfe ist denn für die einheimische betroffene Bevölkerung vorgesehen, die schon in wenigen Wochen ebenfalls ganz jämmerlich mit den Zähnen klappern wird? Wird man sich wieder verstärkt dem entvölkerten Gebiet zwischen Elbe und Oder, Vogtland und Kap Arkona zuwenden? Sie wissen doch, das Land, bei dem nicht ganz klar ist, was schneller abnimmt: die arbeitende Bevölkerung oder das Steueraufkommen. Ist es doch durch die Treuhandwelle landschaftlich nicht minder verändert worden, als die bedauernswerten Küstenregionen zwischen Kenia und Sumatra. Ja, ja, ich weiß, ich höre Sie entrüstet aufheulen - instinktive Übertreibung, Mangel

an Pietät den Opfern gegenüber, und so weiter. So schlimm ist es ja wohl nicht im Entferntesten! Noch nicht! Wartet es ab, wenn die Kommunen zu pleite sind, um ihren Aufgaben noch nachkommen zu können. Und wenn euch die Phantasie im Stich läßt, schaut nach der Bronx, nach New York, Borough of Haarlem, in die Favelas von Rio und Sao Paulo, oder in die Townships von Johannesburg. Menschen müssen nicht unbedingt in einer Flutwelle ersaufen oder von Trümmern erschlagen werden. Sie können genausogut im Sog der Kriminalität umkommen, die eine stete und treue Begleiterin der Armut ist. Seit vielen Jahren schon verwüsten solche Monsterwellen Orte wie Los Angeles South Central und kein Aas nimmt mehr Notiz davon. Der einzige Grund: es ist ein schleichender Prozeß - und er dauert an. Man gewöhnt sich daran. Das gehört einfach dazu. Sich damit ernsthaft auseinanderzusetzen, dazu ist der Mensch einfach nicht geschaffen. Da versandet seine spontane und großzügige Bereitschaft, das Seine mit den Betroffenen zu teilen.

Sollte diese Behauptung in Zweifel gezogen werden, so gestatte ich mir, eine andere Riesenwelle in Erinnerung zu rufen, die Jahr für Jahr über Deutschland hereinbricht - ebenfalls schön gleichmäßig über die Zeit verteilt: Die Verkehrsunfallwelle nämlich. Jedes Jahr eine Kleinstadt, die von der Landkarte verschwindet. Jedes Jahr ein paar tausend Tote aufgrund von Alkohol, Leichtsinn und Raserei. Seit der deutschen Wiedervereinigung dürften wir die Tsunamibilanz von Südostasien dicke eingefahren haben. Wen interessiert das im Alltag?

Vielleicht ein paar Soziologen und Verkehrspsychologen, die damit ihre Brötchen verdienen. Unser Lieschen Müller bleibt davon gänzlich unberührt. Sie starrt gebannt auf das im Fernsehen ausgestrahlte Urlauber-Video, das eine Frau zeigt, die vor den herannahenden Fluten um ihr Leben rennt. Hunde schreien in Todesangst. Das macht Eindruck! Und immer wieder die große, große Welle aus dem Nichts heraus.

Aus allen universitären Löchern eiligt hervorgekramte Spezialisten schütten jetzt die Segnungen ihres vorher von der breiten Öffentlichkeit unbeachtet gebliebenen Fachwissens über die Völker aus. Erklären, wie das so abläuft. Perfekte per Computer animierte Grafiken verdeutlichen den Inhalt der Kommentare, daß einem der Schauer über den Rücken läuft. Die Historie wird bemüht: Da ist von Riesenwellen in Schottland die Rede, die vor achttausend Jahren durch einen Erdbeben vor der norwegischen Küste ausgelöst wurden. Und den atlantischen Anrainern wird Unheil orakelt, wenn der Westhang des Pico de Teide auf Teneriffa erst mal ins Rutschen kommt. Fünfhundertmillionen Kubikmeter Schutt schliddern dann mit einem Mal in den Ozean.

Was sind dagegen schon ein paar Millionen Hartz -Vier? Vergessen die der Tsunami „Maggie Thatcher“, der die Britischen Inseln achttausend Jahre nach der norwegischen Katastrophe heimgesucht hat. Eigentlich merkwürdig. Braucht man doch, um dessen Spuren freizulegen, gar nicht erst irgendwelche Sedimentschichten in ein paar Metern Tiefe freizulegen. Es genügt eine Tour durch die einstigen Bergbauregionen von Wales. Liegt alles offen zu Tage! Man muß es aber sehen wollen. Man muß seinen Kopf und seinen gottgegebenen Verstand zu benutzen bereit sein.

Und man sollte der Beschränkung abschwören, die den Blick auf sensationelle Ereignisse fixiert. Schleichende Prozesse können nicht minder verheerend in Erscheinung treten. Die Wellen, an die ich mit diesem Beitrag erinnern will, sind keineswegs Naturgewalten, denen der Mensch schutzlos ausgeliefert ist. Es sei denn, man anerkennt die menschliche Sucht, seinesgleichen und alle übrige Kreatur bedenkenlos und ohne Maß und Ziel auszubeuten, Macht um ihrer selbst willen auszuüben, koste es was es wolle, als eine solch gottgewollte

Prüfung an, so wie das die obrigkeitshörigen Theologen seit den Anfängen der Kulturgeschichte immer wieder postulierten. Es ist eine Katastrophe, wenn Jugendliche der sogenannten Ersten Welt, die in ihrem Leben noch keinen sinnvollen Handschlag getan haben, über enorme Gelder verfügen, weil sie einem Millionenpublikum unter Verrenkung ihrer Gliedmaßen, begleitet von einer diabolischen Beschallung, einen Wahn aus dem Tollhaus vorführen, während die Kinder in der Sahel-Zone vor schierem Hunger zu schwach sind, sich die Fliegen aus den Augen zu wischen. Balltreter und -werfer der nördlichen Hemisphäre leben in Saus und Braus, während die Indios in Lateinamerika nicht wissen, ob sie unter der Maloche oder wegen der Unterernährung zusammenbrechen sollen. Und das seit Jahrzehnten!!!

Die Bewohner der pazifischen Staaten, die seit Jahrhunderten mit den großen Wellen leben müssen, haben sich effektive Frühwarnsysteme und Wellenbrecher geschaffen. Es wird Zeit, daß man über vergleichbare Maßnahmen im gesellschaftlichen Bereich nachdenkt, ehe denn die Zahl der Opfer hierzulande auf ein unerträgliches Maß anschwillt. Aber wo fängt man an? Leute wie Lieschen Müller und der deutsche Michel haben sich in der Vergangenheit als weitestgehend unbeschulbar und therapieresistent erwiesen. Ein Hollywood-Schinken, ein Fußballspiel der Oberliga, ein Katastrophenbericht vom anderen Ende der Welt interessiert sie allemal mehr, als das sie unmittelbar betreffende politische Tagesgeschehen.

Wenn die Welle längst über ihnen zusammengeschlagen ist, dann erst gehen sie auf die Straße, tragen Pappschilder und brennende Kerzen, kippen ein paar Mülltonnen um und rempeln Polizisten an. Bis dahin verfolgen sie gebannt die unheimlichen Bilder, die das Fernsehen ihnen von Gottweiß-wo vorsetzt. Wahrlich, für den, der daran verdienen kann, ist die ewige Dummheit und Kurzsichtigkeit der meisten Menschen ein nahezu unerschöpflicher Segensquell.

Ein bißchen Brot und viele Spiele, danke, liebe Römer, für diese Erfindung!

Ehrenbürger in Brandenburg an der Havel

Jules-Francois Savinien Lemarcou

Die Kanusportlerin und mehrfache Olympiasiegerin Frau Birgit Fischer ist Ehrenbürgerin der Stadt Brandenburg an der Havel geworden und durfte sich ins goldene Buch der Stadt eintragen. Wir beglückwünschen sie natürlich aufrichtigen Herzens zu dieser Ehre und freuen uns, daß Frau Fischer fortan die öffentlichen Verkehrsmittel sowie die Museen der Stadt Brandenburg kostenlos nutzen darf. Doch soll dieser Artikel keiner Gratulationscour gewidmet sein. Vielmehr wollen wir darüber nachdenken, welche Kriterien einen Menschen wohl für eine Ehrenbürgerwürde prädestinieren. Unser Gefühl sagt uns, daß dieser Mensch etwas Herausragendes für seine Gemeinde geleistet haben sollte. Auf Brandenburg bezogen, bedeutet dies, daß ein Bürgermeister, der die Stadt lebenswert gestaltete, der Investoren anzog und öffentliche Schmuckstücke schuf oder sanierte, in den Genuß dieser Auszeichnung kommen sollte. Oder ein Investor, der der Stadt viele neue Arbeitsplätze und damit ein gutes Steueraufkommen bescherte. Oder ein Privatmann, der einen schönen Park zur Erholung aller anlegen ließ, wie es einst ein Schornsteinfegemeister mit dem Krugpark ins Werk setzte. Oder ein Historiker, der den Bürgern ihre Wurzeln aufzeigte, ihnen Heimatverbundenheit und damit Standfestigkeit verlieh. Alle diese Leute sollten so geehrt werden. Keine Frage! Aber ein Sportler? Warum ein Sportler? Was hat er außergewöhnliches getan, außer sich und der Welt zu bewiesen, daß er in seiner Disziplin über lange Zeit der oder die Beste war? Sagen jetzt viele Investoren und Bankiers: „Ei der Daus! Das muß ein Ländchen

sein, das solche Menschen hervorbringt! Da laßt uns hinein!“? Sagt die Bevölkerung: „Einer von uns. Das macht uns stolz. Deshalb werden wir dem nacheifern und hierbleiben und zeigen, daß noch mehr in uns steckt!“ Daß Teile der Bevölkerung sich mit dem Star aus ihren Reihen identifiziert, soll nicht in Abrede gestellt werden. Die hängen sich auch Ferrari-Fahnen über ihren Balkon und nennen ihre Kinder Steffi und Boris. Aber das hat nichts zu sagen. Die lassen sich nicht zu eigenem Ehrgeiz verleiten, die wollen bloß Trittbrettfahren und ein bißchen abhaben vom Ruhm des Großen. Doch haben sie Grund und Anlaß dazu? Wir Landboten bewohnen dieselbe Stadt wie Frau Fischer. Zufällig! Sie kennt uns nicht, wir kennen sie nicht. Nichts haben wir beigetragen zu ihrem Erfolg – so kann er der Unsrige nicht sein. Sie glänzt für sich – nicht für uns!

Zumal Spitzensportler in den allermeisten Fällen für sich, für ihr starkes und übermächtiges Ego kämpfen. Daß sie eine Fahne ins Stadion tragen, ist oft nur Show für die Zuschauer. Die wenigsten Sportler gehen aus Patriotismus unter Verleugnung ihres Ichs in die Arena. Zu diesen Wenigen mögen einige Russen, Chinesen, Amerikaner, DDRlern und andere Exoten gehört haben. Die einzigen, denen wir ohne zu zögern abnehmen, daß sie ihrem Lande zur Ehre schwitzten, waren die jamaikanischen Bobsportler. Die anderen sind oft heillose Egomane – ich, ich, ich und nochmals ich! Sie trainieren Tag und Nacht, damit sie eines Tages auf dem Siegereppchen stehen – und nicht ihre Landsleute! Frau Fischers Name geht in die olympischen Annalen ein, nicht der Brandenburgs. Und das ist auch richtig so – denn sie hat die enorme sportliche Leistung erbracht.

Das aber sollte man säuberlich trennen von den Verdiensten um eine Stadt, eine Gemeinde, ein Land. Es sei denn, ein patriotischer Aufschwung, wie oben beschrieben, würde durch eine solche Leistung tatsächlich initiiert! Dann sieht die Sache ganz anders aus. Dann ist eine Ehrenbürgerschaft gerechtfertigt. Aber erst dann und nicht früher! Alles andere sind, so paradox es sich an dieser Stelle ausnehmen mag, im Hinblick auf eine Ehrenbürgerschaft Vorschußlorbeeren. Die adäquate Anerkennung für seine Leistungen hat der Sportler als solcher ja schon mit der Medaillenvergabe erhalten. Und die wurde auch erst nach siegreicher Beendigung der Wettkämpfe durchgeführt. Genauso sollte die Medaille „Ehrenbürgerschaft“ also auch erst verliehen werden, wenn die entsprechenden Verdienste um die Gemeinde sichtbar auf der Hand liegen.

Wir betonen noch einmal, um möglichen oder böswilligen Mißverständnissen vorzubeugen: Wir neiden nicht Frau Fischers überragenden Erfolg, wir freuen uns für sie. Was wir an dieser Stelle kritisieren, ist, daß die Stadt offenbar ihre Möglichkeit der besonderen Würdigung mißbraucht, um sich mit fremden Federn zu schmücken. Frau Fischer wird hier über die Verleihung dieser Auszeichnung vor einen Karren gespannt. Ihr persönlicher Ruhm soll den der Stadt mehren. Das finden wir zutiefst unsportlich, zumal die Stadt Brandenburg was ihre eigenen Erfolge betrifft, eher das Gegenteil ihrer berühmten Tochter verkörpert.

Nachsatz aus dem Jahre 2007

Ich stimme mit dem Beitrag des Kollegen Lemarcou nur bedingt überein. Die immense Vorbildwirkung dieser Ausnahmesportlerin sowohl in sportlicher als auch in menschlicher Hinsicht ist meiner Ansicht nach dazu angetan eine solche Ehrenbürgerschaft zu rechtfertigen. Ebenfalls ist der verehrte Herr Kollege dahingehend zu korrigieren, daß bis dato in der Satzung der Stadt Brandenburg noch keine wie auch immer gearteten Privilegia für Ehrenbürger festgeschrieben sind. Dieses soll erst zum Gegenstand von Beratungen der Stadtverordneten-Versammlung gemacht werden. Der Landbote wird zum gegebenen Zeitpunkt berichten.

Brandenburg an der Havel, den 12. 09. 2007 Kotofej K. Bajun stellv. Chefredakteur

Ein großer Tag für eine kleine Kapelle

Zur Verleihung des Titels „Denkmal des Monats“ an die St. Jakobskapelle zu Brandenburg an der Havel

K. K. Bajun

Nach all den Jahrhunderten, in denen sie ein Schattendasein zu fristen hatte, durfte sie am 19. Januar des Jahres 2005 einmal vom Rande in den Mittelpunkt rücken: die winzige St. Jakobskapelle zu Brandenburg an der Havel. Sie, die der Volksmund seit 1892 despektierlich die „Verrückte Kapelle“ nennt, hat geschafft, was keiner der anderen großen und bedeutenden Kirchen der alten Chur- und Hauptstadt der Mark bislang vergönnt war – sie wurde zum „Denkmal des Monats“ gekürt. Das ist schön. Sie hat es verdient.



Die Jakobskapelle von Südost

Was also hat es auf sich mit dem Kapellchen, kaum größer als ein Schuhkarton? Der Direktor der Brandenburger Museen, Herr Dr. Kohnke, erzählte mir beiläufig, Touristen hielten das winzige Gotteshaus mitunter für einen neugotischen Nachbau. Nein, das ist sie gewiß nicht. Sie stammt aus dem von Barbara Tuchman so bezeichneten „dramatischen“ 14. Jahrhundert. Wahrscheinlich wurde sie so um das Jahr 1320 aufgeführt, zunächst noch ohne ihr sie heute schmückendes 52 Fuß hohes Türmchen. 6 mal 8 Schritt mißt sie im Geviert und sie gehörte zum damals bis ins 19. Jahrhundert existierenden St. Jakobshospital, welches sich reichlich fünfhundert Schritt westlich vom wehrhaften Steintor der Neustadt Brandenburg befand.

Somit zählten Hospital und Kapelle nicht unmittelbar zum eigentlichen Stadtkern. Das erklärt auch ihre Lage. Die Kranken und Aussätzigen, vor allem solche, die sich als Reisende krank einer Stadt näherten, wurden in aller Regel außerhalb der Stadtmauern aufgenommen und von diversen mit der Krankenpflege befaßten, mildtätigen christlichen Orden betreut.

Diese Maßnahme hatte durchaus Sinn und Verstand. Die großen Seuchen, die im vierzehnten Jahrhundert Europa dezimierten, gingen auch an den beiden Städten Brandenburg nicht spurlos vorüber. Der ganz in der Nähe liegende Trauerberg gemahnt noch in seinem Namen an die furchtbare Heimsuchung jener Zeit. Auf ihm, so geht die Sage, seien die unzähligen Pesttoten der Neustadt vergraben. Von daher war es schon ratsam, solche Spitäler nicht innerhalb der eng bebauten Städte anzusiedeln. Eine Infektionskrankheit war ähnlich bedrohlich wie ein offenes Feuer – im Nu war die gesamte Bevölkerung betroffen. Dem galt es vorzubeugen – und was Fremde anschleppten, dessen konnte man sich selten gewiß sein. Begünstigend für die Wahl des Standortes mußte den Altvorderen der vorbeifließende



Das Türmchen



Prospekt des Turmes

Jakobsgraben erschienen sein, denn in einem Hospital fällt naturgemäß viel Wäsche an, und auch für die Abfallentsorgung machte sich ein solches Fließ nicht eben schlecht.

St. Jakob, der Schutzpatron der Reisenden, stand bei diesem Hospital Pate, das an der alten Heerstraße lag, die seinerzeit von Magdeburg (dem alten New York des Ostens) über Magdeburgs Tochter Brandenburg nach Spandau, Posen und letztendlich bis nach Kiew

führte. Es war sozusagen die E 30 des Mittelalters. Dementsprechend wurde das Hospital frequentiert, und beides – Hospital wie zugehörige Kapelle erfreuten sich entsprechender Wertschätzung und Aufmerksamkeit. Die Kapelle, Ort geistlicher Stärkung, war für den mittelalterlichen Reisenden sogar oftmals wichtiger als das Hospital. Während man in letzterem nur das vergängliche Haus der Seele, den sterblichen Leib über die Zeit zu retten versuchte, ging es im Gotteshaus um das ewige, unvergängliche Heil. Dessen sollten wir eingedenk sein, wenn wir heute, umgeben von achtlos flutendem Verkehr, das wunderliche, kleine Kirchlein betrachten, das so ganz an den Rand geschoben und zwischen Jakobstraße und Jakobsgraben eingeklemmt wurde, über die Jahre kaum beachtet und doch zu den wertvollsten Schätzen zählend, derer sich die Havelstadt nach den Jahrhunderten der Zerstörung und des Verfalls noch erfreuen kann.



Der Innenraum nach Osten

Die wunderschöne, eminente Marienkirche ging uns verloren, Gott sei's gejamert und geklagt! Der kleinen Jakobskapelle wäre es um Haaresbreite nicht viel anders ergangen, als die Jakobsstraße im Zuge der Stadterweiterung während der Gründerzeit ausgebaut werden sollte. Die alte hölzerne Försterbrücke mußte einer soliden, steinernen und breiteren Neukonstruktion weichen, das Spital wurde verlegt, das Försterhaus abgerissen. Und auch dem kleinen Kapellchen drohte der Abrißhammer. Doch findige und hartnäckige Köpfe setzten sich vehement für den Erhalt dieses Zeugnisses aus Brandenburgs großer Zeit ein. Sie verfielen auf die Idee, das gesamte Gebäude „aufzubooken“ und auf einer hölzernen



Prospekt von Norden



Das Originalrelief der Kreuzigungsgruppe

Winkel zwischen der Wredow'schen Zeichenschule, der Försterbrücke und dem Jakobsgraben. Dabei hätte sie soviel Bescheidenheit gar nicht nötig! Ein bezauberndes Beispiel der klassischen Gotik mit einem zweigeschossigen Türmchen aus dem Jahre 1350, das von einem steinernen Hut bedeckt wird und dessen Erdgeschoß zwei Personen bei Unwetter Schutz zu geben vermag, an der Südseite eine kleine mittige, typisch spitzbogige Fensteröffnung – umkränzt von fünf weiteren Blindgaden, im Innern ein schmuckloses, aber nichtsdestoweniger reizvolles Tonnengewölbe – liebe- und stilvoll restauriert, an der Südseite der Außenwand eine Kreuzigungsgruppe aus Terrakotta, dem 15. Jahrhundert zugerechnet. Nun, das leicht angegriffene Original hat man in den Innenraum verbracht, die Nische an der Südwand wird nunmehr von einer äußerst gelungenen Nachbildung geziert.



Die Jakobskapelle wird im Jahre 1892 um 11m nach Westen verschoben



Kinder spielen das Geschehen im Jahre 2005 nach

Wer immer auf den lobenswerten Gedanken verfiel, die kleine Kapelle zum „Denkmal des Monats“ vorzuschlagen, er hat sich um das Bauwerk verdient gemacht. Am Mittwoch, dem 9. Januar 2005, als um zwei Uhr nachmittags die Verleihung des Titels an das Kirchlein im Beisein der Oberbürgermeisterin der Stadt Brandenburg, des Herrn Dr. Kohnke und einiger märkischer

Bürgermeister zelebriert wurde, da wurde das winzige Gotteshaus sicherlich weiter geschoben, als einhundertdreizehn Jahre zuvor. Damals mußte es aus dem Weg, heute brachte man es zurück ins Bewußtsein und in die Herzen der heimatliebenden Brandenburger. Kinder einiger vierter Klassen der Stadt hatten sich ein Spektakel ausgedacht, das die Verschiebung des Kirchleins im Jahre 1892 thematisierte. Das Modell, die Holzschienen, das Laienspiel – es war allerliebste. Der Rundfunk war dabei und die lokale Presse. So viel Rummel hat die Jakobskapelle wohl seit ihrer Kirchweihe vor beinahe siebenhundert Jahren kaum erlebt. Eine späte Ehrung, gewiß – aber nichtsdestoweniger eine verdiente. Wir hoffen, daß diese Ehrung dazu beitragen wird, Brandenburg an der Havel dauerhaft um eine Attraktion

zu bereichern: um diesen kleinen, halbvergessenen jedoch nichtsdestotrotz funkelnden Diamanten in Sichtweite des massigen, allbekannten Steintorturms. Besuchen Sie das Kapellchen – es lohnt den geringen Aufwand! Für die Brandenburger und ihre Gäste ist zu wünschen, daß ihnen dieses wertvolle Erbe häufiger dargeboten werde, daß es zugänglicher werde von innen wie von außen, daß man auf das kleine Gotteshaus intensiver verweist, sowohl in den Stadtführern als auch auf der touristischen Beschilderung. Es müssen nicht immer himmelstürmende Kathedralen sein, protzige Bürgerhäuser im holländischen Manierismus, feste Burgen oder pompöse Schlösser. Was der kleinen Jakobskapelle an Größe fehlt, gleicht sie mit ihrem schlichten, gleichwohl überwältigenden Charme gut und gerne aus. Sie ist gewiß nicht das unbedeutendste Kleinod im Schatzkästlein der Chur- und Hauptstadt Brandenburg. Somit ist es an der Zeit, ihr die Ehre zu erweisen, die ihr zukommt. In dieser kleinen Kapelle steckt weitaus mehr, als man ihr von außen ansieht. Die Juroren, die über die Vergabe des Preises entschieden, scheinen das verstanden zu haben. Jetzt sind wir an der Reihe. Der Anfang ist gemacht...

Ein Schuß und seine Folgen

Don Miquèle Barbagrìgia

Mit diesem Artikel will sich der Preußische Landbote keinesfalls zum Fürsprecher gewalttätiger Ehemänner oder durchdrehender Amokläufer profilieren. Worum es einzig geht, ist aufzuzeigen, daß hinter einer Nachricht von fünfzehn Sekunden oft mehr steckt, als deren rein inhaltliche Aussage. Der Artikel will zum Hinterfragen anregen, und zur Nachdenklichkeit. Er sagt dem schnell gefaßten Vorurteil den Kampf an und will aufzeigen, welche Schwierigkeiten es bereitet, zu einem Urteil zu gelangen, welches dem Sachverhalt „gerecht“ wird.

So kam es über den Ticker der Nachrichtenagenturen: Der 45-jährige Gregor M. erschoss in seiner Wohnung seine 33-jährige Ehefrau Kathy sowie deren anwesende Freundin Julia T. Beim Versuch, die Waffe anschließend gegen sich selbst zu richten, wurde er schwerverletzt vom herbeigerufenen SEK überwältigt und in ein Haftkrankenhaus verbracht. Experten gehen davon aus, daß dem Geschäftsmann bei Wiederherstellung seiner Gesundheit eine Anklage wegen Doppelmordes und bei einer Verurteilung lebenslange Haft droht.

Vor Hunderttausenden deutscher Fernsehgeräte und Radioapparaten, hinter ebenso vielen Zeitungen kamen gleichzeitig dieselben Gedanken auf: „Strolch, der verfluchte!“, „Immer wieder diese gewalttätigen Männer, die ihre Aggressionen nicht im Griff haben.“, „Das blühende Leben zweier junger Frauen einfach ausgelöscht.“, „Die armen Eltern“, „Lebenslänglich? Das reicht nicht. Da kommt er ja nach fünfzehn Jahren wieder raus, das Schwein! Rübe runter! Das wäre richtig. Unsere Justiz ist viel zu lasch!“

Und schon hatte das Volk ein Urteil gefällt. Der Mob fragt nicht nach Hintergründen. Das hat er nicht nötig, denn er ist Mob und kein Philosoph. Während letzterer seine Zeit mit Nachdenken vertrödelt, lyncht der Mob schon mal. Scheiß Theoretiker! Der Mob ist mehr praktisch veranlagt! Was aber war in unserem oberen Fall geschehen? Der Landbote brachte folgendes in Erfahrung: Gregor M. war ein eher ruhiger Charakter und wie immer standen die Nachbarn seines Einfamilienhauses in einem Vorstadtbezirk von K. vor einem Rätsel. Unauffällig, hilfsbereit, das Bild der heilen Familie – erfolgreicher Geschäftsmann, eine hübsche und intelligente Tochter, Hund und neuer Caravan vor der Garage, kleines Sportcoupe in

derselben, gepflegter Garten, immer ein freundliches Wort für die Nachbarn – unfafbar das Ganze. Auch die Kameraden des örtlichen Fußballvereins sowie die Brüder der Jagdgemeinschaft und Schützengilde konnten es nicht begreifen, daß ausgerechnet einer von ihnen... Dabei war sein Leben bisher so geradlinig verlaufen: Abitur in W., Studium der Betriebsökonomie in B., einige Auslandssemester. Anstellung zu guten Konditionen bei einem der größeren mittelständischen Arbeitgeber der Region. Durch Beständigkeit und Fleiß aufgefallen und nach zehn Jahren bereits stellvertretender Geschäftsführer. Von den Kollegen geachtet. 1991 dann die Eheschließung mit Kathy, ein Jahr später kam die Tochter zur Welt. Zu diesem Zeitpunkt war das neue Haus gerade bezugsfertig geworden. Jedes Jahr ging es zweimal in den Urlaub: winters zum Snowboardfahren in die Alpen oder nach Norwegen, sommers nach Bali, Hawaii oder sonstwohin. Alles schien soweit in Ordnung.

Vor allem die lebenslustige Kathy, mit der schien er richtig Glück gehabt zu haben. Sie war so ein richtiger kleiner Stern in der Nachbarschaft. Ganze zwölf Jahre jünger als Gregor, hatte er sie bei einem Event eines befreundeten Veranstalters kennengelernt, auf dem die Pädagogik-Studentin kellnerte, um sich das Bafög aufzubessern. Wie sie ihrer damals schon besten Freundin Julia, einer Studentin der Jurisprudenz im Referendariat, erzählte, wären solche Veranstaltungen „ideal, mal so'n richtig geilen Typen klarzumachen, dem die Taschen voll hängen.“ Gregors roter Sportwagen vor der Auffahrt war ihr nicht entgangen.

Es bedurfte keiner großen Anstrengungen, ein paar Erkundigungen über den Mann selbst einzuholen. Bei dem stimmte einfach alles: ruhig, ausgeglichen, solide, etabliert, sozial anerkannt und gefestigt, ansprechende Position. Und – das beste war, der Typ war noch ledig und zur Zeit solo. Kathy zog alle Register. Und das war nicht wenig. Es reichte zumindest, Gregor in ihren Bann und in ihre Netze zu ziehen. Die Hochzeit fand knapp zehn Monate später statt.

Das Pädagogikstudium brach Kathy dann ab – ihre Versorgung war gesichert. Sich in den Schulen mit den Gören anderer Leute rumzuplagen, hatte sie keinen Bock und Referatsleiterin im Jugendamt des benachbarten Oberzentrums zu werden, bestand in nächster Zeit ebenfalls wenig Aussicht. Aber warum auch? Sie half halbtags in der Kanzlei ihrer besten Freundin Julia aus. Das brachte ihr einen bescheidenen Hinzuverdienst und überhaupt: was der Gregor nach Hause schleppte, war doch nicht schlecht. Mit dem Kind und dem Haus hatte sie eh schon genug um die Ohren.

So weit hatte sie also das heimliche Ziel ihres Lebens erreicht. Aus dem Prollviertel ihrer Kindheit war sie mit viel Fortune entkommen. Ihr Mann war schon etwas Besseres, wenn auch nicht gerade ein Antonio Banderas. Aber, wenn man sich geschickt anstellte, dann konnte man schon mal das ein oder andere Abenteuer mit so einem richtigen Latino-Lover abziehen – Julia und ihre Loftwohnung, die von den Freundinnen schon mal launig „Spielwiese“ genannt wurde, waren für jedes Alibi zu haben. Sonderlich schwer war es ohnehin nicht, denn Gregor arbeitete im Allgemeinen bis spät in der Firma und war im übrigen häufig auf Dienstreise. Auf Julias Verständnis war Verlaß: Ihr Vater, ein angesehener Regionalpolitiker, hatte schon früh die Reize seiner heranwachsenden Tochter für sich entdeckt und damit in ihr das Bild vom generell bösen Mann erschaffen. Daher auch ihr Wunsch, Rechts- und am besten Staatsanwältin und später Richterin zu werden, um das Kropfzeug, daß den Frauen und Mädchen immer wieder solche Gewalt antat, nach allen Regeln der Kunst durch den Wolf zu drehen. Leider verstarb der Vater frühzeitig in Folge eines Autounfalls und entzog seiner vielfach geschändeten Tochter somit definitiv die Möglichkeit zur Rache.

Nun, Gregor war offensichtlich keiner von diesen Halunken. Er war solide. Er liebte seine kleine Tochter wirklich – und sie liebte ihren Papa. Was an Gregor stören mochte, war, daß ihm ein ausgesprochen hölzerner Charakter innewohnte. Kaum nahbar, staubtrocken und schüchtern eher, mit einem ausgeprägten Hang zur Humorlosigkeit (es gab nichts skurrileres, als wenn Gregor im örtlichen Karnevalsverein die Narrenkappe überzog und gekünstelt aus der Bütt lächelte). Dem Nachtleben und wilden Partys war er völlig abhold, und wenn man von seinem eher mittelmäßigen Aussehen sprach, dann schmeichelte man ihm. Seine Leistungen im Bett beschrieb Kathy ihrer Freundin denerviert als das Gegenteil von befriedigend. Als beide junge Frauen anlässlich einer Sylvesterparty zu vorgerückter Stunde und nach einigen geleerten Bowletöpfen die Gesellschaft mal so richtig anheizen wollten und sich schon halb entkleidet auf einem der Tische recht frivol gegenseitig küßten und befummelten, reagierte Gregor das erst Mal ernsthaft gereizt und verdarb gründlich die Stimmung. Er wollte den Kontakt seiner Ehefrau zu dieser Julia, die mit ihrem Emanzengehabe nie so recht sein Fall gewesen war, gar einschränken. Na, da war er an der richtigen Adresse! Seitdem unterließ Julia nichts, was dem kleinen Miesling und „Büroschimmel“, wie sie ihn nannten, so richtig Verdruß bereitet hätte.

Es traf sich gut, daß Kathy nicht voll berufstätig war. Die Abende verbrachte sie immer seltener zuhause – jetzt, da Tochter Tini auch schon aus dem Gröbsten raus war. Julias Kanzlei für Scheidungsrecht und Kindschaftsfragen lief ganz formidabel. Es bedurfte nicht sonderlich großer Anstrengungen, ihrer Klientel zu deren „Recht“ zu verhelfen. Jeder Sieg einer ihrer Mandantinnen war auch ein Sieg Julias über ihren verhassten, bigotten Alten, dem widerlichen Dreckschwein. Und auch über ihre Mutter, die von der ganzen Sauerei gewußt haben mußte und das bis heute ableugnete und statt dessen die Tochter angifete, warum sie Papas Andenken vor allen Leuten so in den Schmutz zöge. „Mein Gott, die Nachbarn! Du bist nicht mehr mein Kind.“ (Eine Drohung übrigens, die Julias Mutter wahr machte, nachdem ihre mißbrauchte Tochter mal im Fernsehen im Rahmen einer entsprechenden Sendung die Karten auf den Tisch legte.)

Und so ging das Freundinnen-Pärchen zwei- bis dreimal die Woche auf Schwopf, „Kerle verarschen“, wie sie das nannten. Anheizen, abblitzen lassen, bei Bedarf vernaschen. Hauptsache, die Mädchen blieben obenauf und die Schwanzgesteuerten hatten am nächsten Morgen eine lange Nase. Beim obligatorischen Shoppen am nächsten Tag konnte man so herrlich darüber kichern und lachen. Und wenn ihnen dann erst einer von den Typen über den Weg lief und man so tat, als kennte man den Vogel gar nicht! Eine Mordsgaudi, voll super, eh! Gott, war das zum Piepen. „Hast du die Glotzaugen von dem Typen gesehen?“ Und weiter ging's ins Solarium, Tattoostudio: Tolles Arschgeweih, eh?“, in die Boutique.

Das Geld, das Kathy über die Ladentische der Einkaufsmeile von K. wandern ließ, das hatte der Dödel Gregor an seinen langen Arbeitstagen verdient. Selbst Schuld! Warum kam er denn nicht mit und half beim Ausgeben? „Ist aber auch besser so, Kathy-Maus. Was wollen wir denn mit dem Langweiler hier? Noch'n Eis bei Luigi? Vielleicht ist wieder der lockige Neffe von Lui da, du weißt doch, der mit denn supertiefen schwarzen Augen... Hi hi hi, ha ha ha!“

War es das, was sich Gregor erträumte, als er an die Familie dachte, der er ein Heim geben wollte? Es wäre schön gewesen für ihn, wenn alle drei abends gemeinsam vor dem Fernseher gesessen hätten, oder auch mal mit Freunden vor dem Kamin. Statt dessen war Kathy immer häufiger auf Achse und wenn sie zuhause war, wurde sie immer unzugänglicher und abweisender. Hinter all dem mußte diese Julia stecken, das verfluchte Teufelsweib. Seine Kathy war doch gar nicht so...

Immer öfter machte er seiner Frau also Vorhaltungen, rechnete ihr auf, was sie in der Woche verpraßt hätte, und woher das Geld eigentlich kam. Daß er sich deshalb die Tage und Nächte im Büro um die Ohren schlug, gerade jetzt, wo der neue Kollege angefangen hätte, von dem man munkelte, er sei ein weitläufiger Verwandter des Chefs. Und ein Harvard-Diplom besitze er zu allem Überfluß auch noch. Und sie habe nichts Besseres zu tun, als ständig mit ihrer Freundin rumzuhängen, die im übrigen einen ganz miesen Einfluß auf sie ausübe. Julia fauchte zurück. Sie blieb ihm nichts schuldig. Ihr Leben lasse sie nicht von einer so trüben Tasse ruinieren, sie lasse sich nicht einsperren, sie sei ihr eigener Herr, und er hätte ihr schon gleich gar keine Vorhaltungen zu machen. Wer er denn sei, er solle sich doch bloß mal im Spiegel ansehen: Haarausfall und Bauchansatz und wann sie den letzten Orgasmus gehabt hätte, könne sie sie nicht mal mehr mit Hilfe ihres Kalenders rekonstruieren. (Sie hatte ihn erst vorgestern – Luigis Neffe hatte den Ruf des feurigen Italieners mit Bravour untermauert.)

Bei der nächsten Auseinandersetzung war Julia mit von der Partie. Weiß der Teufel, warum dieses Weib in seiner Küche rumhängen mußte, als er um zehn Uhr abends todmüde von der Arbeit kam. Der Großauftrag war an die Konkurrenz gegangen, die Außenstände bei ihrem Hauptabnehmer konnten mangels Masse nach dessen Insolvenzantrag in den Schornstein geschrieben werden, der Schnösel hatte alles vorher schon gewußt, die für den morgigen Tag angesetzte Vorstandsbesprechung würde sich zu einem Tribunal wandeln, in dessen Verlauf seine Zukunftsperspektive möglicherweise ernsthaften Schaden nähme. Viel Grund sich auf morgen zu freuen hatte er nicht. Und jetzt auch noch das! Sitzt das Rechtsverdreher-Flittchen einfach in seiner Küche und textet ihn zu! In seinem Haus, in seiner Küche, auf seinen Stühlen!

In seinem Kopf begann es zu brodeln. Wie ein fauliger Brei über dem Feuer kochten all die Blasen in ihm hoch, die seine jahrelange Enttäuschung ausmachten. Diese ganze Fassade, die für die Verwandtschaft, für die Freunde, für die Nachbarn und nicht zuletzt für die eigene Karriere permanent aufrecht erhalten werden mußte, das ewige leidige Gezänk, die unerfüllten Träume und Sehnsüchte, dieses Gefühl, nur noch als zahlender Depp erhalten zu müssen, tagein, tagaus unter hohem Streß zu schufteln, während sich die eigene Frau darauf beschränkte, die Freuden des Lebens zu genießen – aber nicht mit ihm, sondern mit anderen. Diese unverdienten Demütigungen über all die Jahre hinweg. Was bildeten sich die beiden Weiber denn eigentlich ein? Das alles hier hatte er doch geschaffen!

Er kam sich ausgenutzt und mißbraucht vor, verhöhnt und bis ins Unerträgliche erniedrigt. Und jetzt palaverte dieses Aas auch noch weiter auf ihn ein, beinahe ohne Punkt und Komma. „Leviten lesen“, nennt sie das: „Jetzt hör mal zu, Gregor! Deine Machoallüren kannst du dir abschminken. Vielleicht läßt du hier noch den kleinen Haustyranen raushängen, was? Paß mal auf, wie schnell das geht und Kathy zieht hier aus. Du mußt nicht denken, sie wäre dann obdachlos oder von dir kleinem Würstchen abhängig. Dafür Sorge ich schon, oder denkst du, ich lasse meine beste Freundin und ihre Tochter im Regen stehen. Ja, mein Lieber, Tini kommt mit, oder glaubst du im Ernst, die lassen wir allein mit so 'nem Kerl wie dir im Haus? Das könnte dir so passen – mit richtigen Frauen schaffst du's nicht mehr – aber so 'ne Kleine, Abhängige, die sich nicht traut, den Mund aufzumachen, das ist doch genau das Richtige für so'ne bigotten Spießler wie euch. In der Firma den Biedermann mimen und zu Hause Frau und Tochter kujonieren – mit euch Typen habe ich jeden Tag zu tun.“ Julia hatte sich so richtig schön in Fahrt geredet. Manchmal kam er halt in ihr hoch, dieser urwüchsige Drang nach Abrechnung mit diesen ganzen nach ekligem Schweiß stinkenden Scheißkerlen. Es genügte nicht, ihnen vor Gericht das Sorgerecht für ihre Kinder abspenstig zu machen und sie dafür auch noch zahlen zu lassen.

Diese Demütigung reichte nicht aus. Sie sollten nicht nur am Zahltag wissen, was für erbärmliche Loser sie waren, diese Kinderficker! Blüten sollten sie, die Schweine! Ja genau, bluten und Schmerzen haben! So wie sie damals, wenn der Papa mit ihr fertig war. So, wie sie aus ihrer kleinen Muschi blutete und wie sie dort Schmerzen hatte – dort und in ihrer Mädchenseele. Und von denen ihre feige, arschlose Mama nichts wissen wollte. Hilf dir selbst, sonst hilft dir niemand! Und: Angriff ist die beste Verteidigung! Und an diesem Waschlappen, der sogar in seiner mickrigen Firma auf einem absteigenden Ast saß, konnte man endlich mal richtig die Sau rauslassen. Julia hatte ganz klar die Oberhand. Sie, die erfolgreiche Rechtsanwältin. Und überhaupt: Was spielte sich der Kerl hier so auf, wenn Kathy ab und zu mal bei ihr übernachtete. Schließlich war sie nicht sein Eigentum! Und das bißchen fremd vögeln – das durfte er vermuten, aber beweisen konnte er gar nichts. Im übrigen, Promiskuität gehörte doch schon fast zum guten Ton. Mußte sie nicht auch ab und an ein bißchen nett zu ihrem Chef sein und vor allem zu dem Typen vom Justizministerium, der sie immer so fatal an Gregor erinnerte. An dem ging schließlich nichts vorbei, wenn sie doch noch den Sprung rüber zur Staatsanwaltschaft schaffen wollte. Da sollte doch wenigstens der armen Kathy noch ein bißchen Spaß vergönnt sein, wenn sie mal die Beine breit machte. Die mußte wenigstens nicht.

In Gregor begann sich unterdessen ein Vulkan Bahn zu brechen. Nur, Julia war zu sehr in Rage, dies zu bemerken. „Halt endlich Dein verdammtes Maul und scher' dich aus meinem Haus, verfluchte Hexe! Du hast hier genug Unheil gestiftet. Es reicht!“ Jetzt bekam Julia auch noch Rückendeckung von seiner Frau. Demonstrativ stellte sich Kathy vor die Freundin und giftete mit schnarrender Stimme: „Halt, Freundchen, so redest du nicht mit ihr. Das ist auch mein Haus. Und wenn mir Julia zur Seite steht, dann ist es bald ganz allein meins und du kannst sehen wo du mit deinem Arsch bleibst.“ Wer weiß, was die schon ausgeheckt hatten. Nun vernahm man auch wieder Julias leise aber bedrohliche Stimme: „Tour mal ganz schnell ab und schalt mal 'n paar Gänge zurück und merk dir, wenn du schon längst zahlende Vergangenheit bist, dann bin ich immer noch Kathys Freundin.“ rief sie dem Stoffel hinterher, der die Küche bereits verlassen hatte.

Alles was ihr dann noch auf der Zunge lag, erstarb ihr wortwörtlich, bevor es die Barriere der Lippen überwunden hatte. Statt Worten quoll ich nur noch Blut aus dem halb geöffneten Mund. Die Kugel des Mannlicher-Gewehrs vom Kaliber 9,0 hatte ihre Luftröhre sowie ihre Arteria Carotis sinister zerfetzt, die zweite Kugel traf Kathy seitlich in den Kopf, als sie völlig entgeistert zu Julia hinstürzte, hysterisch und im Schock schreiend und quiekend wie ein Ferkel auf dem Weg zur Schlachtbank, ohne zu wissen was sie tat, immer wieder kreischend: „Du Sau, du dreckige Drecksau, du verdammte Mördersau!“ Der zweite Schuß aus dem doppelläufigen Gewehr krachte – dann herrschte Ruhe. Julias halbes Gesicht klebte auf der Lagerfeld-Bluse ihrer Freundin, die sie ihr erst letztes Weihnachten von Gregors Geld geschenkt hatte. Mein Gott, hatten die Mädels gelacht über diesen launigen Scherz.

Gregor stand ziemlich bleich in der Küchentür und rutschte dann in eine Hockhaltung am Türrahmen hinunter, das Gewehr zwischen seinen Knien festhaltend. Erst als er wie von ferne die Tür zum Flur zweimal klappen hörte und das neuerliche Geschrei anhub, war ihm klar, daß Tini nach Hause gekommen sein mußte. Er drehte sich nicht um. Es war auch nicht nötig, denn seine Tochter war schon wieder draußen. Er hatte kein Zeitempfinden mehr und so war es schwer abzuschätzen, wie lange es gedauert haben mochte, als er von fern Polizeisirenen hörte. Er wußte nur noch, daß jetzt alles vorbei war. Irgendwie wankte er rüber ins Wohnzimmer, auf dessen Eichentisch in der Mitte noch immer die halboffene Patronenschachtel lag, Halb mechanisch lud er die schwere Waffe nach, stützte sie gegen das Kinn,

versuchte, mit der rechten Hand an den Abzug zu gelangen, was bei seiner Statur und der Länge der Waffe nicht eben einfach war. Gregor war noch verwundert, daß er schon ein Krachen und Klirren vernahm, ohne daß er sich bewußt gewesen wäre, schon geschossen zu haben. Daß das SEK gerade von mehreren Seiten gleichzeitig ins Haus eingedrungen war, davon hatte er nichts mitbekommen. Dann spürte er einen harten Schlag. In diesem Augenblick löste sich der Schuß, Gregor hatte mit dem Finger den Abzug doch noch zu fassen bekommen. Doch der Lauf der Waffe hatte durch den Stoß des SEK-Beamten bereits eine andere Richtung genommen. So zerschmetterte die Patrone Gregors Unterkiefer, Teile des Innenohres mit dem Mastoid genannten Knochen und anschließend die Deckentäfelung. Daß er zu Boden gerissen und seine Hände auf dem Rücken gefesselt wurden, bekam er schon nicht mehr mit.

Das vergitterte Zimmerfenster des Haftkrankenhauses und der an seinem Bett sitzende Polizeibeamte waren das nächste, was er nach einigen Tagen durch das verbleibende rechte Auge sah. Das linke hatten die Ärzte nicht mehr retten können: Teile des ebenfalls durch den Schuß gesplitterten Oberkieferknochens waren dolchartig quer durch die Augenhöhle gedrungen. Er hätte noch Glück gehabt, würde der später an sein Bett tretende Oberarzt sagen. Was für Glück, stammelte der Rest von Gregors Hirn. Sprechen ging ja nicht. Währenddessen tagte in der Landeshauptstadt eine Juristenkonferenz unter Teilnahme hochrangiger Beamter aus dem Justizministerium, die unter Berücksichtigung des Familiendramas von K. erneut ein Überdenken der jetzigen Rechtsprechung zugunsten der Opfer forderte und einen Reformstau kritisierte.

Die Boulevardpresse wälzte die blutige Geschichte genüsslich aus und verwies auf ihre „Enthüllungen“, welche einen frustrierten Ehemann zutage förderten, dem das Glück seiner lebenslustigen jungen und bildschönen Frau zunehmend ein Dorn im Auge war. Bilder der verweinten Tini bei der Beerdigung der Mutter und den gramgebeugten Geschwistern der regelrecht hinggerichteten erfolgreichen jungen Familienanwältin mit großer Zukunft füllten jeweils eine Doppelseite. Zu sehen auch die Mutter der Juristin ganz in Schwarz: „Meine arme Julia. Dieses Monster, das ihr das angetan hat! Wahrscheinlich wollte sie sich nur gegen ihn zur Wehr setzen. Die Kerle können ja nie genug kriegen. Dabei hat er so eine schöne Frau gehabt. Aber man kennt sie ja! Sind doch alle gleich. Muß es die Freundin auch noch sein. Diese Schweineigel! Auf ewig hinter Gitter!“ Soweit das Interview, daß sie dem Schmuddelblatt gab. Julias Bruder murmelte noch ein „Schwanz ab!“

Immer wieder betonte Fassungslosigkeit. Entsetzen. Pseudofundierte Fragen nach weitergehender Verantwortung und dem dringend überdenkenswerten Umgang mit männlicher Aggressivität im Allgemeinen und solchen Straftätern im Besonderen. Das Volk aber hatte sein Urteil bereits beschlossen und an den Stammtischen verkündet. Den Ausschlag hatten die lächelnden Photos von Kathy und Julia aus glücklicheren Tagen geliefert. Beide ließen Männerherzen höher schlagen und keiner hätte sie wahrscheinlich von der Bettkante geschubst.

Daß diese beiden Frauen aus mehr bestanden, als aus gespreizten Beinen, interessierte kaum einen Stammtischjuristen. Dieser Fakt wäre auch als durchaus störend empfunden worden. Hier regierte das Reich der Phantasie. Ach, wären die beiden doch zu Lebzeiten bloß so clever gewesen, sich an sie, Heinz, Rüdiger und Klaas zu halten, statt an diesen Schnösel – sie, Heinz, Rüdiger und Klaas hätten es schon verstanden, die „Püppis“ glücklich zu machen. Vor allem im Bett hätten sie's denen schon besorgt... Die Frauen sahen hingegen ihre Leidensgenossinnen und schlossen sich dem Urteil ihrer Männer zumeist willig, jedoch unter einem durchaus anderen Sichtwinkel an: „Rübe runter! Schade, daß der Stümper überlebt hat. Die beiden Frauen

konnte er erschießen, aber bei sich selbst hatte der versagt – wer weiß, ob der wirklich sterben wollte – am Ende nur einen auf Mitleid machen! Die arme Tochter. Was der wohl mit ihr getrieben hat. Vielleicht wollte die Mutter einfach nicht mehr stillhalten und ihr Kind schützen und endlich auspacken. Dazu die Familienanwältin als Freundin – paßt doch alles zusammen. Die Politiker sollten endlich aufhören zu quatschen...!“ Und die Hobbyrichter sollten endlich anfangen, das vorschnelle Maul zu halten, nachzudenken, wofern sie der Herrgott mit dieser Gabe gesegnet hat, sich erst gründlich zu informieren, statt sinnloses Zeug zu spekulieren, und dann das Evangelium nach Johannes lesen: „Wer unter euch ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein!“ (Joh. 8.7)

Soweit also zu dem Fall Gregor M. aus K. Wir betonen nochmals. Das ist keine Verteidigungsschrift für einen durchdrehenden Ehemann. Nichts, aber auch gar nichts rechtfertigt den Einsatz von Gewalt und schon gar nicht den Einsatz von todbringenden Waffen. Welchen physischen und seelischen Schaden Gregor auch zurückbehält, die Gesellschaft ist verpflichtet, ihn zumindest wegen Totschlags in zwei Fällen anzuklagen und zu verurteilen. Der Mann ist für das Verlöschen von zwei unwiederbringlichen Leben voll verantwortlich. Da beißt die Maus keinen Faden ab! Niemand ist berechtigt, die Kontrolle über sich zum Schaden anderer zu verlieren. Wer sich provozieren läßt, der übt Selbstjustiz. Das darf keinem Menschen gestattet werden – sonst versinkt die Gesellschaft in Anarchie!

Solche aber, die andere Leute aus Gier berauben und die Lustmörder, die den Kindern auflauern, ihnen Gewalt antun um der eigenen Befriedigung willen und sie hernach umbringen, damit sie den Folgen ihrer Tat entgehen mögen, die soll man – sofern ihnen die Tat absolut zweifelsfrei nachgewiesen wurde – aus der Gesellschaft entfernen für alle Ewigkeit. Desgleichen die Fanatiker und Heilsbringer, die ihr Paradies mit Bomben verkünden. Denn diese haben die Tür mit ihrem Verbrechen hinter sich zugeschlagen. Sie haben ihre Menschenrechte verwirkt und sollen gerade so am Leben erhalten werden, bis es dem Allmächtigen gefällt, uns von dem Lumpenpack zu erlösen, daß er uns in SEINER ewigen und unergründlichen Weisheit auf den Hals gesandt hat. Da ist auch unserer Haltung, die Dinge zu hinterfragen, eine Grenze gesetzt.

Wer sich um solche Strolche melancholisch macht, der degeneriert zum Komplizen dieser Kriminellen – und wenn er seine Humanitätsduselei wie ein Feldzeichen vor sich her trägt. Das sei deutlich formuliert!

Ein verlassenes Haus

den Großeltern gewidmet

K. K. Bajun

Seit sie Mitte der Dreißiger geheiratet hatten, gehörte das Haus zu ihnen. Es war untrennbar mit ihrem gemeinsamen Leben verbunden gewesen. Es war der Mittelpunkt ihres Daseins. In dieses Haus kehrten sie tagtäglich von der schweren Feldarbeit zurück. Es war ihnen ein Dach und Schutz und Wärme und vieles, vieles mehr.

Selbst wenn sie dann zuhause waren, ging der Alltag ungebrochen weiter. Die Frau hantierte in der Küche, der Stube und der Diele, schuftete im Gemüsegarten, hing auf dem Hof die Wäsche auf, fütterte das Vieh und sperrte abends die Hühner weg. Der Mann werkelt in der Werkstatt, drechselte ein neues Rad für den Leiterwagen, der im Herbst zur Ernte gebraucht werden würde - das war sein Lehrberuf - grub im Garten um, flickte

den Zaun, und - wenn seine Frau ihm nicht so über die Schulter sah, dann verschönerte er ein wenig die Veranda nach dem Hof hinaus. Eine kleine Freude sollte es für sie werden. Denn dort saßen sie abends beisammen, die Frau hatte für beide noch einen Kaffee aufgesetzt. Manchmal erzählte die Frau dann noch, daß sie Schulzens Emma im Konsum getroffen hätte, die hätte ihr erzählt, daß Heinrichs Else wohl demnächst wieder Großmutter werde. Der Mann paffte eine kleine Zigarre und hörte zu. Manchmal auch nicht so recht, dann war er mit den Gedanken bei den Obstbäumen, die wohl nächster Tage beschnitten werden mußten, wenn sich bloß das Wetter hielte.

Einen Fernseher besaßen sie und manchmal hatte ihn die Frau auch angemacht, am Abend, wenn Hänschen Rosenthal zu sehen war, oder eine Sendung mit böhmischer Blasmusik. Die Blasmusik hatte sich auch der Mann mit angeschaut. Und dann blickten sie zueinander herüber und dachten beide dasselbe - wie sie vor vielen Jahren auf ihren Fahrrädern des Abends über den dunklen, sandigen Wald- und Feldweg vom Tanz im Nachbardorf zurückkamen. Wie er in den Graben fuhr und sie auf ihn rauf, wie sie lachten - das Lachen hallte leise, leise noch immer aus den Mauern ihres Hauses.

In der Stube hatten sie die Geburtstage gefeiert, die Taufe, Konfirmation und die Hochzeit ihres Sohnes, hier wurde Leichenschmaus gehalten für die Dahingegangnen - dann wieder das Lärmen der spielenden Kinder in der Diele, auf dem Hof und in der Scheune: „Wollt ihr wohl von der Tenne runter, ihr Rangen! Wartet, gleich kommt Oma mit dem Kehrbesen!“

Nun ist es still. Im vorigen Sommer sind beide gestorben. Kurz hintereinander. Die Oma zuhause, der Opa im Krankenhaus. Als sie ihn holten mit der Ambulanz, wußte er, daß er das Haus nicht mehr wiedersehen würde. Er hatte seine Frau beneidet, der im eigenen Bette zu sterben vergönnt war. Was würde nun werden, mit dem Garten, der Scheune, dem Haus? Der Sohn war verheiratet in einer Stadt, weit, weit weg. Seit er fortgezogen war, konnte er sowieso nur noch einmal im Jahr nach den Eltern sehen. Meist zu Opas Geburtstag. Der fiel auf einen Feiertag. Das Haus würde er nicht übernehmen können. Er hatte sich in der fernen Stadt eingelebt, hatte dort Familie und Freunde und Arbeit. Um das Vieh brauchten sich die beiden Alten in den letzten Jahren Gott sei Dank nicht mehr zu sorgen - das hatten sie lange schon abgeschafft. Nur die getigerte Katze mit dem eingerissenen Ohr - Oma hatte sie immer Minka gerufen, wie sie alle Katzen „Mulle“ oder „Minka“ rief - war noch auf dem Hof. Aber Katzen sind Überlebenskünstler. Und der Nachbar kannte sie und würde ihr schon Milch und Freßchen hinstellen. Doch auch diese Gedanken vergingen, verwehten, verloschen.

Und so war es jetzt still auf dem Hof. Das Haus stand zum Verkauf. Der Sohn hatte einen Makler beauftragt. Ab und an kamen Leute und besahen sich das Anwesen. „Ja, ein schöner Garten, aber die Scheune fällt ja bald um.“ „Das Dach vom Haus müßte auch wieder gedeckt werden, wer weiß, wie der Dachstuhl aussieht.“ „Ach was, die haben früher ganz solide gebaut, wird schon noch halten. Was mir Sorgen macht, ist der Fleck im Mauerwerk, wenn das feucht ist, was das kostet, das trockenzulegen!“ „Ja und innen müßte man auch umbauen, das sind ja Puppenstuben. Und anbauen müßte man, das ist doch kein Bad, wie die sich hier waschen konnten.“

Die? Das waren zwei Leute, die in diesem Haus ein Leben verbracht haben, die ihr Herzblut in den Mörtel und die Scholle gaben, ohne sich dessen bewußt zu sein. Das waren Menschen, denen jede Ecke vertraut war und lieb und wert, und denen man das Herz aus dem Leibe gerissen hätte, wäre auch nur ein Baum gefällt worden. Nach dem Kriege hatten sie Ostflüchtlinge aufgenommen. Nicht, weil es verordnet war, sondern weil sie das namenlose

Elend derer fühlen konnten, die alles verloren hatten, woran die Seele hing. Sie hatten diese heimatlos gewordenen Menschen untergebracht und mit ihnen das karge Nachkriegessen geteilt. Sie gaben ihnen mit ihrem Haus ein Obdach, als die Not am größten war - und die Flüchtlinge hatten es ihnen nie vergessen. Noch Jahrzehnte später kamen sie aus dem Westen, brachten Sachen mit und Kaffee und Schokolade und - ihre Dankbarkeit.

Aber halten all diese Dinge dem nüchternen Pragmatismus stand, der in Leuten herrscht, die ein Haus auf dem Lande zu kaufen beabsichtigen und zu der Geschichte dieses „Objektes“ keinen Bezug haben? Sind wir sentimental, wenn wir ein solches Bild entwerfen und diesem Pragmatismus gegenüberstellen? Möglich. Doch sind wir überzeugt, daß ein Haus eine Seele hat - so albern das vielleicht klingen mag.

Dieser leere Hof rührt an: Da liegt der Stechbeitel auf der Werkbank, als hätte ihn der alte Mann gerade abgelegt. Die Töpfe der Frau stehen auf dem Herd, als riefen sie: „Nur hinein mit den Kartoffeln!“ Die getigerte Katze streicht um den Klammerkorb unter der Wäscheleine, um sich kurz daneben auf die Seite fallen zu lassen und in der Sonne faul zu räkeln. Weder sie noch den alten Mann, der nun nicht mehr ist, stört mehr der Star im Kirschbaum neben der Scheune. Die Interessenten haben sich dann doch nicht entscheiden können. Der Bus fuhr zu selten durch das Dorf, die Haltestelle war zu weit weg und mehr als ein Auto können sie sich nun mal nicht leisten. Na ja, und dann die Sanierungs- und Umbaukosten! Maklerprovision, der Notar will bezahlt werden. „Nein, wir überlegen uns die Sache noch.“

Als sie den Hof verließen und der Makler das Tor abspernte, war es wieder einsam. Eine Spinne flocht ihr Netz zwischen dem Schippenstiel und dem Torweg, ein altes Spinnengewebe schaukelte derweil im Wind, der durch die Ritzen der Schuppenwand strich, eine kleine Maus huschte über den Rinnstein und die abgedeckte Jauchekute, in die Oma nach dem Waschen das verbrauchte Wasser gekippt hatte. Die Katze blinzelte und wackelte kurz mit dem angerissenen Ohr - und schlief dann weiter.

Die beiden Alten liegen nun nebeneinander auf dem Kirchhof, draußen, vor dem Dorf. Aber da ihr Haus eines der letzten vor dem Ortsausgang gewesen war, so liegen sie gar nicht mal so weit weg.

Fahrenheit 9/11 von Mr. Michael Moore

B. St. Fjollfross

Er ist unbestritten das gute Gewissen Amerikas. Ein Teufelskerl, dieser Mr. Moore! Einen aberwitzigen Mut hat er. Anders kann man das nicht sehen, denn naiv ist er nicht, an die Unsterblichkeit der Märtyrer glaubt er nicht und wer die Leute sind, die er im Namen eines besseren Amerikas attackiert, das weiß wohl keiner besser als er. Denn sein Intimfeind ist der amtierende Präsident der Vereinigten Staaten, Mr. George W. Bush. Dieser Mann und dessen ganzer Klüngel, bestehend aus unverblümter Raffgier, Eigennutz und Vetterwirtschaft, finden sich plötzlich selbst in einem Fadenkreuz wieder. Nein, nicht in dem des Viet-Kong, oder dem eines muslimischen Terroristen, in welches sie so gerne die Kinder der einfachen Amerikaner postieren. Sie sind im Fadenkreuz eines brillanten Schriftstellers vom Biß eines Pitbulls, der sauber und tiefgründig recherchiert, der mit Fakten aufwartet und der erbärmliche Gestalten demaskiert, deren Archetypen über die Jahrhunderte hinweg dieselben geblieben sind. Diese Strolche entblöden sich nicht, ein großes Geschrei von Patriotismus und nationaler Sicherheit zu erheben, um damit ihre Landsleute zum x-ten

Kreuzzug gegen die anderen zu mobilisieren, die ewigen Feinde, diejenigen, die es satt haben, sich von diesem Klüngel am Existenzminimum halten und bis auf die Knochen ausbeuten zu lassen. Milliarden von Menschen haben nicht einmal einen Dollar am Tag, damit einige wenige Abermilliarden Greenbacks horten, die sie in einem Menschenleben gar nicht mehr auszugeben vermögen. Diesen Menschen ist eine solche aberwitzige Menge Geld nur noch Ausdruck und Mittel zur Macht. Sie spielen ein gigantisches Monopoly – die Miete auf der immer teurer werdenden Schloßallee zahlen die armen Schweine dieser Welt.

Die Bolschewisten nannten die westlichen Gesellschaftssysteme Scheindemokratien, eine Art Kaschperltheater der Monopolbourgeoisie. Nun gut, wenn man die Botschaft zum Verkünder ins Verhältnis setzte, wurde sie unglaublich. Begrenzte man sie aber auf das rein Inhaltliche, dann lohnte sie jedes Nachdenken.

Solange der Eiserne Vorhang die Machthaber der westlichen Hemisphäre zu einem gewissen Wohlverhalten zwang, solange befeiligten sie sich, den Eindruck fairer Spielregeln zu erwecken. Seit der globalen Implosion des alternativen Miteinanders aber, läßt die Hochfinanz allen Schnickschnack beiseite und steuert vehement eine Orwell'sche Diktatur an. Der Patriot Act der Amerikaner, die Idee des gläsernen Bürgers in Zusammenhang mit den Hartz-IV-Gesetzen in der Bundesrepublik läßt diese grauenvolle Fiktion mehr und mehr Gestalt annehmen.

Es war der Tischtennispieler und begeisterte Rennsteig-Wanderer Walter Ulbricht, dem das Wort unterstellt wird: „Es muß demokratisch aussehen, aber wir müssen alles fest in der Hand behalten.“ Mr. Moore zeigt uns, daß George W. Bush, den viele gelinde gesagt für eine absolute Fehlbesetzung auf dem Sessel des amerikanischen Präsidenten halten, ein würdiger Nachfolger des Genossen Ulbricht ist.

Was allerdings die Fehlbesetzung betrifft, so widerspreche ich vehement: Mit der Wahl dieses Mannes zeigen die Machthaber in den U.S.A. zum ersten Mal die wahre Natur der „Mutter aller modernen Demokratien“. Und das ist ein nicht zu unterschätzender Erkenntnisgewinn: Das Volk darf nur dann an die Wahlurnen treten, wenn es eine dem Kandidaten der Elite genehme Stimme abgibt. Plumpester Wahlbetrug in Kalifornien, dem Bundesstaat, in dem Bushs Bruder Gouverneur ist, eignet sich geradezu als Matrix für Wahlposen in Weißrußland, Serbien oder irgendeiner gottvergessenen Bananenrepublik. Und da sich selbst diese drastische Maßnahme noch als unzulänglich erwies, setzte der Oberste Gerichtshof noch eins drauf und bestätigte den Betrug. Abgeordnete konnten palavern, soviel sie wollten, das „Oberhaus“ verweigerte die Unterstützung – die Farce war perfekt – ein Thronräuber im Amt!

Ähnlich dem Raubkrieg Adolf Hitlers lagen die Planungen für den Einmarsch in den Irak längst auf dem Tisch – wobei es um das irakische Öl ging und um gar nichts anderes. Jedem Dorfdeppen dieser Welt ist dieser Umstand mittlerweile bewußt und nur noch Fanatiker oder andere geistige Insuffizienzen glauben noch an das Märchen vom Atomwaffenarsenal des Iraks, respektive daran, daß die Amerikaner nur kamen, um dieses Volk vom Tyrannen zu befreien und sie die Segnungen der Demokratie erfahren zu lassen. Zu eng arbeiten sie mit kooperativen Bluthunden in aller Welt zusammen, als daß man diesem Unsinn noch den Zipfel seines Ohres leihen möchte. Und sobald diese profillose Marionette von einem mehrmals gescheiterten Unternehmer endlich auf dem Sitz des „mächtigsten Mannes der Welt“ installiert war, ging es auch schon los: Die Truppen erhielten den Marschbefehl und Hussein, der unbestritten ein großer Massenmörder und Schweinehund war, hätte den Krieg nur noch verhindern können, wenn er

das von ihm terrorisierte Land kampfflos übergeben hätte. Der Mann, der diesen Kreuzzug wenigstens nominell zu verantworten hatte, nannte sich von nun an Kriegspräsident. Wir erstarren. In Ehrfurcht? Gott bewahre! Wie ein verstörtes Karnickel saß er in der Grundschule vor den Erstklässlern, als die Nachricht von den Angriffen auf die Türme des World-Trade-Centers, respektive auf das Pentagon kam. Sieht so ein Kriegspräsident aus? Der Feind schlägt zu und der oberste Heerführer starrt eine Weile vor sich hin, um dann den Pimpfen die Geschichte vom Zicklein vorzulesen. Ein Zeichen von Stärke, eisernen Nerven – oder unendlicher Hilflosigkeit, Nichtbegreifen, Fassungslosigkeit? Letzteres ist durchaus wahrscheinlich. Nein, es ist sicher!

Aus den brennenden Türmen springen verzweifelte Menschen Hunderte Meter in die Tiefe, getrieben von ebenso verzweifelten Menschen, die sich nicht mehr anders zu artikulieren wissen, als vollbesetzte Flugzeuge in beispiellosen Kamikaze-Akten in Hochhäuser zu fliegen. Und das Haupt der Verursacher dieser apokalyptischen Katastrophe sitzt in einer amerikanischen Grundschule und liest Kindern Märchen vor! Für die islamische Welt ein unersetzlicher Anblick: Der Schaitan völlig paralysiert! Das war er wohl seit seinem legendären Sturz aus dem Himmel Gottes nicht mehr.

Doch dieser hier ist nicht der Schaitan. Wäre er es! Ich wage zu behaupten, der Welt ginge es besser. Dieser hier ist nur der kleine Georgie, Daddy's Sohn und der Garant dafür, daß sein Daddy über die von der amerikanischen Verfassung limitierte präsidentiale Amtszeit hinaus regieren kann. Denn es dürfte wohl überhaupt keinen Zweifel darüber geben, wer im Weißen Haus nach wie vor das Sagen hat. Vier Amtszeiten! Bush senior, das macht dir keiner nach! Doch ist natürlich auch Bush senior nicht der einzige, der in diesem Machtgefüge bestimmt. Auch er muß seinen Willen letztendlich mit anderen Granden des Reiches koordinieren. Das sind die Wirtschaftsmagnaten, Bankiers und Topmanager der großen Unternehmen, die das Geld für den Wahlkampf, die Parteienfinanzierung und nicht zuletzt für die privaten Unternehmungen des Herrscherclans beisteuern. Dafür dürfen sie dann ja wohl die entsprechenden Gegenleistungen erwarten!

Amerikaner aufgewacht! Die ihr euch in der modernsten und fortschrittlichsten, der freiesten Demokratie der Welt wähnt, ihr seid unbemerkt wieder im Feudalismus angekommen. Doll, was? Natürlich in einer der Neuzeit angepaßten Form. Die Grafen und Herzöge, die Peers und Barone heißen jetzt lediglich Vorstandsvorsitzende, Vorstandsprecher, Konzerneigner, Bürgermeister von Chicago oder New York – und so weiter. Das Lehnrecht schreitet etwas verwaschen daher – funktioniert aber immer noch durch das Getriebe hierarchischer Abhängigkeiten, Verbindlichkeiten, Verpflichtungen. Das Spielfeld wurde etwas aufgepeppt, die Spielregeln indeß sind nach wie vor bis zur Deckungsgleichheit dieselben.

Bush junior aber hatte für seine Edlen noch ein anderes Bonmot parat: „Some people call you „the Have's“, ...and the „Havemores“. Gelächter. (Von einigen Leuten werden Sie die Habenden genannt, ... und die Mehrhabenden.) Dann: They call you „Elites“, I call you my basics! Dröhnendes Gelächter. (Man nennt sie Eliten, ich nenne Sie meine Grundlage!) Was ist das? Zynismus? Ach wo! Dazu fehlt dem Mann das geistige Hinterland. Besoffene und Kinder sagen die Wahrheit. Und dieser Präsident ist wohl beides – ein Kind im Zustand permanenter Trunkenheit, die eine Zufuhr von Alkohol getrost entbehren kann. Seine „Basis“ hat gut lachen: sie ist sich dieses für den Rest des amerikanischen Volkes und der Welt durchaus traurigen Zustands wohl bewußt. Für sie aber bedeutet er, daß sie die Zügel fest in der Hand halten. Es ist ein Feudalismus der starken Partikulargewalt. Sollte er auch besser sein. Jetzt noch. Denn einen Feudalismus der starken Zentralgewalt nennen wir im Allgemeinen eine Diktatur. Weißrußland macht uns das gerade vor! So etwas in der „Mutter der modernen Demokratien“ unverblümt zu etablieren,

braucht so seine Zeit. Aber die ist vorhanden – massig. Sie arbeitet sogar für dieses hehre Ziel: Eine dauerhaft kränkelnde Weltwirtschaft, Hochkonjunktur dagegen in China, Zeit zu säen. Und die Aussaat besteht im Schüren von Furcht vor auswärtigen Strolchen, in der damit verbundenen Forcierung von Überwachungsgesetzen, deren Zielgruppe, als klitzekleiner Kollateralschaden sozusagen, unter anderem die eigene Bevölkerung ist. Nur zu deren Schutz versteht sich... Wenn dabei auch noch ein paar Daten für das FBI, die Personalchefs der Konzerne oder die Versicherungswirtschaft abfallen – ist das doch eigentlich begrüßenswert. Zumindest für die Letztgenannten.

Das alles deckt Mr. Moore unverblümt und gnadenlos auf. „Wacht auf, Amerikaner, Hüter der Freiheit!“, ist sein Fanal. Doch befürchten wir, daß es ungehört verhalle. Die Amerikaner sind mehrheitlich zu ignorant, zu vollgefressen, zu dekadent, zu uninformiert, zu desinteressiert. Und sie werden in Dummheit, Ignoranz und Desinteresse gehalten. Die freie Presse ist nicht mehr weit von der Gleichschaltung entfernt – die Eigentumsverhältnisse der großen Sender und Blätter verdienen durchaus nähere Betrachtung. Statt ausgewogenen Informationen gibt's Wrestling für den Junior, eine nette Soap für Mami, und für Papa einen kernigen Actionthriller. God bless America! God bless the Dudes!

Mr. Moore wird kein neuer Dr. Martin Luther werden. Eher wird sich sein Schicksal dem tragischen Weg von dessen vormaligem Kampfgefährten Dr. Thomas Müntzer annähern. Die Vereinigten Staaten haben da so ihre Erfahrung, wie mit der unliebsamen Freiheit des Wortes und der Tat umzugehen ist. Martin Luther King, Malcolm X., John F. und Bobby Kennedy, Abe Lincoln – wir sagten schon: Mr. Moore ist sich seines Risikos durchaus bewußt. In einem kurzen Zuruf wurde dieser tapfere und kluge Mann von dem Thronräuber Bush schnoddrig beschieden, er möge sich einen ordentlichen Job suchen. Mr. Moore hat schon einen – und denn macht er weitaus besser, als jener Unsäglichste unter allen Bewohnern des Weißen Hauses. Kunststück! Der macht ihn nämlich überhaupt nicht.

Foltervorwürfe gegen den Herrn Daschner

Jules-Francois Savinien Lemarcou

Am 18. November 2004 beginnt vor dem Landgericht zu Frankfurt am Main ein Prozeß sehr delikater Natur. Zu verantworten hat sich neben einem Kriminalbeamten auch der Vizechef der Frankfurter Polizei, Herr Daschner. Beiden Beamten legt man zur Last, daß sie im Rechtsstaat Bundesrepublik Deutschland einen Delinquenten während des Verhörs mit Folter drohten, um ihn zur Beantwortung der Frage nach dem Aufenthaltsort seines Opfers zu zwingen. Der eine Beamte drohte, der andere wies an. Beide gingen zu diesem Zeitpunkt davon aus, daß der kleine Bankierssohn Jakob von Metzeler noch am Lebe sei, jedoch in ernster Gefahr schwebte.

Ich schrieb schon einmal zum Thema „Folter“ im „Preußischen Landboten“. Der Artikel wurde am 18. Mai 2004 im Dritten Volumen veröffentlicht. Damals brachte ich meine große Hilflosigkeit bei der Beurteilung diesem wirklich diffizilen Thema zum Ausdruck – zu viele unverzichtbare und fundamentale Werte wollten ins Kalkül gezogen und gegeneinander abgewogen werden. Es steht zu befürchten, daß sich einige Schwarmgeister und Unglückspropheten wieder daran machen werden, das Land über den Streit zu spalten, ob die Handlungsweise der beiden Kriminalbeamten gerechtfertigt war, oder nicht. Fokussieren wird sich dieser Konflikt im Frankfurter Gerichtssaal, in dem Spannungsfeld zwischen dem die Anklage

vertretenden Staatsanwalt und den Verteidigern. Der Richter ist in diesem Falle nicht zu beneiden. Doch wie gehen wir damit um? Welche Haltung bekundet der Landbote? Auch wir wollen uns die Sache nicht leicht machen. Worum geht es hier eigentlich? Es geht in allererster Linie darum, ob ein Rechtsstaat, der die Folter als Mittel zur Wahrheitsfindung ablehnt und abgeschafft hat, diese in Ausnahmesituationen wieder zur Anwendung bringen oder auch nur androhen darf.

Gibt es begründbare Ausnahmesituationen? Wenn ja, und wir beantworten die gestellte Frage positiv, was könnte uns aus dieser Schlußfolgerung erwachsen? Öffnen wir dann einen Deich und sind hernach nicht mehr in der Lage, die hereinbrechenden Fluten einzudämmen? Wer setzt eine neue und verbindliche Grenze? Wer schützt die zukünftigen Verdächtigten vor unverhältnismäßigen Übergriffen? Da – endlich! Wir haben einen Ansatzpunkt: Hier gab es keinen Verdächtigen. Hier gab es einen der Tat zweifelsfrei Überführten. Und es gab ein Opfer, das mutmaßlich noch am Leben war und dessen Leben es zu schützen galt. Herr Daschner führt aus, er hätte in Notwehr gehandelt. Ja, dem schließen wir uns an. Hier bestand eindeutig der Tatbestand der rechtfertigenden Notwehr. Das Einzige, was es nun noch zu klären gilt, ist die Frage nach der Verhältnismäßigkeit der Mittel.

Merken sie auf! Hier geht es keinesfalls um moralische Wertungen. Hier geht es nur um das pure, nackte Recht. Das unterscheidet sich mitunter sehr deutlich von moralischen Empfindungen. Diese besagen wohl recht verbreitet, daß der Strolch von Kindesentführer für alle Zeiten bei Wasser und Brot weggesperrt gehört. Und nun geht's los. Was ist unverhältnismäßig? Ganz einfach! Stellen Sie sich vor, ein unbewaffneter Mann fordert Sie zur Übergabe Ihrer Brieftasche auf. Sie tragen den 2.Dan im Judo und Ruckzuck fliegt der Räuber durch die Luft. Verhältnismäßig.

Der Räuber landet recht unsanft mit dem Kopf auf einem Mauersims, erleidet einen Schädelbruch mit Todesfolge. Das war weder von Ihnen beabsichtigt noch konnten Sie diese Möglichkeit im Augenblick der Abwehr einschätzen. Es wird Ihnen nichts passieren. Nehmen wir aber an, Sie wären kein ausgebildeter Kampfsportler, hätten aber ein Messer dabei, das Sie dem überraschten Gauner in den Brustkorb rammen. Tot ist er und Sie sind dran: Notwehr ja, aber diese ging über das erlaubte Maß hinaus. Beten Sie, daß Ihr Anwalt seine Brötchen wert ist.

Ziehen Sie statt des Messers die Parabellum Kaliber 9,0, die Opa 1945 in Ölpapier verpackt unter den Dielen des Heubodens vor den Russen versteckte und die Sie fanden, als Opa schon lange tot war und seitdem heimlich bewahrten, und ballern jetzt dem Dieb eine Kugel durchs Fell – na, dann dürfen Sie – obwohl ein Raubopfer – die nächste Zeit gesiebte Luft atmen. Und wenn Sie Pech haben und der Schurke überlebt als Krüppel, dann zahlen Sie auch noch lebenslang. *Vivat justitia nostra!*

Sehen Sie – und das versteht man unter Verhältnismäßigkeit der Mittel. Hat der Angreifer einen Dolch, dann dürfen vielleicht auch Sie Ihren Damaszener zücken; hält er Ihnen einen 48er Smith & Wesson unter die Nase, na dann – raus mit der 08! Wenn Sie einen Waffenschein besitzen und gerade auf dem Weg in den Schützenverein waren, wird ein gnädiger Staatsanwalt Erbarmen zeigen. Schlagen Sie aber mit der Gefahrenabwehr nach Ansicht der Staatsanwaltschaft über die Stränge, dann gnade Ihnen Gott! Und wie sah es im Falle Daschner aus? Ich erwähnte bereits, der Täter, dieser verkommene Jurastudent Gäfgen, stand bereits fest. Felsenfest. Man hatte ihn bei der Übergabe des Lösegeldes ergriffen. Der Täter saß in Gewahrsam. Sein Opfer, der kleine Jakob, war noch nicht wieder aufgetaucht. Wo war

er? Saß er frierend, hungrig und am Verdursten, dazu noch voller Angst in irgendeinem Kellerloch? Oder gar in einer Erdhöhle? Wie lange könnte ein kleiner Junge diese Strapazen noch durchhalten, ehe es zu irreversiblen Schäden kommt? Die Ermittler stehen unter einem enormen Druck. Gilt jetzt noch das deutsche „Habeas Corpus“, diese Unverletzlichkeitsgarantie des Körpers, die Unantastbarkeit und Unveräußerlichkeit der menschlichen Würde?

Nehmen wir den letzten Punkt zuerst unter die Lupe. Wir sagen, eine Unveräußerlichkeit der menschlichen Würde gibt es nicht und kann es nicht geben. Kein Grundgesetz, keine Verfassung der Welt kann etwas an diesem Umstand ändern. Eines, das soll gelten: Niemand kann einem Menschen diese Würde nehmen und niemand darf es. Ein Mensch kann diese Würde auch nie zu einem Handelsgut deklassieren. Aber er kann sich Ihrer in höchstestiger Person begeben: Er verliert sie, wenn er sich Straftaten schuldig macht, die im Gegensatz zu dieser Würde stehen. Ein Kind, einen anderen Menschen, um schnöder Habgier willen zu entführen und zu ermorden – das ist eine solche Straftat. Der Täter hat seine Würde als Mensch verloren. Die Alten würden sagen, er hat sich um seiner Seele Seligkeit gebracht. Dauerhaft und für alle Zeiten. Das ist kein Mensch mehr – das ist ein Subjekt. Und als solches möge man es behandeln!

An dieser Stelle betone ich laut und deutlich: Nur, wenn die Schuld zweifelsfrei erwiesen ist, dürfen andere ihn als Subjekt behandeln. Beging er die Tat, war er es natürlich schon vorher, aber die Mitmenschen haben nach wie vor von der Unschuldsvermutung auszugehen, solange sie ihm seine Untat nicht zweifelsfrei nachgewiesen haben!

Ist die Sachlage aber klar, dann haben die Gesetze, die sich auf die Prinzipien der Menschlichkeit gründen, für dieses Subjekt keine Geltung mehr. Das soll nicht heißen, daß man jetzt nach Lust und Willkür mit ihm verfähre! Da sei Gott davor! Die Henker würden sich auf das Niveau des Subjektes begeben und gleichfalls ihrer Würde verlustig gehen.

Schließt ihn weg, schützt die Gesellschaft auf Dauer vor ihm und seht zu, wann es Gott gefällt, diese Existenz zu beenden! Soweit so gut! Jetzt aber gilt es, das Leben eines Menschen zu schützen, der seine Würde, seine Seele nicht auf dem Altar des Bösen geopfert hat. Sie sehen, wir machen einen Werteabgleich. Und hier heißt es eindeutig, den Wert des Lebens eines kleinen Jungen oder eines anderen Opfers gegen das nicht mehr existierende Recht auf Unversehrtheit des Täters. Die Entscheidung sollte eindeutig ausfallen!

Herr Daschner hat seinem Gewissen gehorcht. Mag sein, daß die derzeit existierenden Gesetze der Bundesrepublik für seine Handlungsentscheidung noch keinen Spielraum lassen. Nicht mal unter dem Aspekt der Notwehr. Dann wären sein Kollege und er zu verurteilen und wir müßten es zähnefletschend akzeptieren. Zwei brave Beamte verlören Beruf, Einkommen und Pensionsansprüche, weil sie einem kleinen Jungen das einzige und gottgegebene Leben retten wollten. Aber aus diesem Dilemma entstünde zwangsläufig die nicht verhandelbare Forderung nach einer gesellschaftspolitischen Neuorientierung in Bezug auf die Bewertung der Täterrechte.

Der „Preußische Landbote“ stellt sich hinter die beiden Polizisten und ihre Entscheidung. Es heißt, vor Gericht und auf Hoher See seien alle Menschen in Gottes Hand. Möge also der allmächtige Vater Israels das Urteil des Gerichtes dahingehend lenken, daß die Lumpen in Zukunft ein wenig mehr verzagen und den Schützern des Rechtes selbst mehr Schutz zuteil werde.

Fromme Fernsehserien aus den U.S.A.

K. K. Bajun

Was waren das doch für Zeiten, als die Revolverhelden des Wilden Westens über die Mattscheiben der restlichen Welt ritten und aus der Hüfte ballerten, was das Zeug hielt. Was für Kerle! Wie sie das Recht des Schnelleren, des Stärkeren behaupteten und wie ihre in den Studios Hollywoods auf Hochglanz geschminkten Filmdamen dann zu ihnen hinaufhimmelten!

Ach, Goldene Zeiten! Sie prägten ganze Fernsehgenerationen – dahin, dahin! Der kalte Krieg bestimmte die Ära, und Hollywood zeigte den Russen, was ihnen blüht, wenn sie biederem amerikanischen Farmland zu nahe kommen sollten. Der Russe begriff nicht und rüstete weiter. Der klassische Western kam aus der Mode. Die finster blickenden, aber dennoch edlen Rächer jedoch wollten noch lange nicht klein beigeben. Und so schossen und prügeln sich die Nachfolger John Waynes durch Abfalltonnen von Zelluloid. Als Boxer wie Sylvester Stallone, Jean Claude van Damme, Arnold Schwarzenegger oder Ralf Müller verkleidet, oder als Ordnungshüter, als futuristische Weltraumhelden – immer trafen sie auf ganz irdische Konflikte, sie lösten sie stets nahe am Rande der Legalität – das Wichtigste war, es ging hart zur Sache. Blut mußte fließen, Schurkenblut – und wenn's ging – in Strömen.

Das Kolosseum und seine Gladiatorenkämpfe kehrten zurück in die ach so zivilisierte Welt. Wohligh stöhnte das Volk auf. Nun ja, diesmal verliefen die Spiele etwas gemäßiger – es war zumeist Filmblut, was da über die Leinwand rann. Ja nun, die Geschichte hatte aber einen Haken: Irgendwann vermochte der filmkonsumierende Nachwuchs nicht mehr zu unterscheiden zwischen der Fiktion, die ihm aus der Glotze entgegenrieselte und der Realität draußen auf der Straße. Da in einer auf schrankenlosen und amoralischen, ja nachgerade asozialen Individualismus gedrillten Gesellschaft Begriffe wie Anstand im Umgang miteinander, Höflichkeit, Fairneß, Respekt und Achtung vor dem Gegenüber, Rücksichtnahme und defensive Konfliktbewältigung keine Nachfrage verzeichnen, so fiel die Aussaat der cineastischen Rauhbeine auf fruchtbaren Boden.

Wir könnten auch sagen: furchtbaren Boden. Denn das Gemetzelt und die moralische Verwahrlosung schwappten aus den Kinosälen und Wohnzimmern hinaus auf die Straße. Was die meisten Gewalttäter übersahen oder übersehen wollten, war der Umstand, daß ihre Opfer wahrscheinlich nicht so mir nichts dir nichts wieder aufstanden. Aber wer wollte das schon wissen! Denn – stand jemals hinter einem tödlich getroffenen und pflichtgemäß umgekippten Statisten eine Biographie? Irgend etwas, was darauf hinwies, daß es sich hierbei auch um einen einzigartigen und unwiederbringlichen Menschen handelte? Daß hier tausendmal gegen Gottes Gebot verstoßen wurde: „Du sollst nicht töten!“? Nein, das Gegenteil war Inhalt der Botschaft: Identifiziere Dich mit dem Superhelden und walze alles nieder, was Dir im Wege steht!

Die anderen, die Schwächeren, die Niedergewalzten sind von ihren Müttern nur geboren und aufgezogen worden, um in Augenblick des Niederfallens Deinen Ruhm zu mehren! Die Botschaft kam an. Sie kam an in den Favelas, den Slums, sie kam an in Hoyerswerda und in Rostock, Berlin-Marzahn und Halle-Neustadt! Und irgendwann muß es dann wohl den braven Bürgern zuviel geworden sein. Ganz Wohnviertel amerikanischer Städte wurden des brutalen Terrors wegen, der in ihnen herrschte, selbst von der Nationalgarde gemieden. Wir erinnern nur an das besonders berüchtigte Los Angeles South Central. Irgendwann machte die ewige Gewalt keinen Spaß mehr. Und schon nach Vietnam, in der Zeit von Flower Power, begann

ein zaghaftes Umdenken. Nein, nicht was Sie denken. Die Menschen gingen keineswegs zivilisierter miteinander um. Die alten Schemata wie: „Grins deinen Nächsten an und stoße ihm derweil das Messer in den Rücken!“, hatten nach wie vor programmatische Bedeutung. Nur, der Dolchstoß mußte diplomatischer erfolgen. Kein Blut sollte fließen: Verstehen Sie! Man kann zu einem Neger auch „Dunkelhäutiger“ sagen und ihn trotzdem behandeln wie den letzten Dreck. Man kann einen Indianer mit dem Titel „Native American“ beehren und ihn trotzdem in den kümmerlichen Reservaten im Alkohol ersaufen lassen. Und man kann den Mitarbeiter oder Konkurrenten mit einem freundlichen Lächeln begegnen und ihn trotzdem bei der nächsten Gelegenheit eiskalt abservieren!

Jeder hatte also nach wie vor Angst vor jedem: der Chef vor seinen Chefs, diese vor ihren Konkurrenten, die Verkäufer vor dem Kunden, alle vor den Banken, und am Ende jeder für sich und Gott gegen alle! Man rannte mit seinen Neurosen zum Psychiater und die Seele brüllte derweil nach Frieden, nach Harmonie, nach etwas Entspannung. So ganz nebenbei tauchte in diesem Kontext das Wort „Political Correctness“ auf. Tritt Deinem Nächsten nicht auf den Schlips, sonst kriegst Du ganz sanft was in die Fresse!

Und die Seele brüllte weiter. Irgendwo mußte doch das Land liegen, in dem man keine Angst vor dem Morgen haben mußte, in dem man nicht permanent herumgeschubst wurde! Irgendwo mußte es doch sein. Und Hollywood begriff sofort: Bei uns natürlich! Wo denn sonst! Und dann ging's los: Die gezähmten Serien als Spiegelbild der momentanen gesellschaftlichen Sehnsüchte quollen über das Land. Wo früher knallharte Marshalls die Straßen von Dodge City von zwielichtigem Pack befreiten, und Frauen nichts anderes zu tun brauchten, als ergeben und entzückt zu den Urbildern amerikanischer Männlichkeit aufzuschauen, da tummelten sich nun die Softies und die Emanzipierten. Ja doch, selbst auf den Straßen des Wilden Westens. Der wurde über Nacht zum Zahmen Westen. Die Edlen kümmerten sich nun um Indianerangelegenheiten, Frauen wurden in kleinstädtischem Milieu zum Zwecke der Selbstverwirklichung berufstätig, alles war so schrecklich aufgeklärt, daß man sich wundert, warum bis auf den heutigen Tag noch keine einzige amerikanische Frau das Amt des Präsidenten der U.S.A. bekleidete.

Wie gesagt, es geht hier um Illusionen. Sowenig die Western von damals und heute die tatsächliche Situation im mittleren Westen der U.S.A in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts widerspiegeln, so wenig spiegeln sie die Gegenwart. Sie reflektieren immer nur die Sehnsüchte ihrer jeweiligen Entstehungsepoche. Wir erkennen dies am deutlichsten an den Episoden um das Raumschiff „Enterprise“, von Anbeginn bis auf den heutigen Tag. Aber auch dieser ganze süßliche Kram um „Picket Fences“, zu deutsch „Gartenzaune“, „Dr.Quinn, Ärztin aus Leidenschaft“, „Alle unter einem Dach“, „Dr. Huxtable“ und wie die ganzen Schnulzen alle heißen mögen, diese ganzen verlogenen Miniaturen aus einem Alltag, der so nie existiert hat und nicht existieren kann, hat nur einen Zweck: Er soll den Zuschauern eine heile Welt vorgaukeln. Und eine lustige noch dazu.

Seht hin! Das gibt's! Es geht doch! Nebenher ist noch ein wenig moralisierende Pseudoedukation verbaut, um dem Streifen einen wertvollen Anstrich zu verleihen. Und das Volk, dieser ewig sensationslüsterne, voyeuristische und harmoniegeile Schlüssellochgucker, glotzt beseligt. Es ist dasselbe stumpfe, hirnlose und tumbe Glotzen, was schon in den Pupillen ihrer römischen Vorfahren zu beobachten war, wenn sie in den Arenen den Viechern, Sklaven und Gladiatoren beim Sterben zusahen. Es ist schauerlich, aber nicht zu ändern. Man kann dem einzelnen, wachen und lebensfrohen Geist nur wünschen, daß es ihm gelinge, sein eigenes, reales Leben in die Hand zu nehmen, ohne die Zeit mit irrealen Wachträumen vor der Mattscheibe zu

vertun. Die reale Welt bietet viel. Mehr als ein Menschenleben je zu erfahren imstande wäre. Doch für die Macher der Hollywood-Serien birgt sie eine gewisse Gefahr: daß Menschen sich von den Illusionen abkehren, wenn sie begreifen, daß dieses einzige Leben nicht ewig währt. Daß jede Sekunde zu kostbar ist, um sie mit Illusionen zu vertun, aus der andere, gerissener und sicherlich hart arbeitende Leute unendlich viel Geld schinden.

Doch Hollywood kann sich beruhigt zurücklehnen. Die Masse der Berieselungssüchtigen wird immer konstant groß und berechenbar bleiben und deren Urtrieb nach fauler Zerstreuung desgleichen. Wenn man also das alte deutsche Sprichwort „Wat dem eenen sin Uul, si dem andern sin Nachtigall“ zugrunde legt, könnte man resignierend feststellen, daß den Machern der Serien wirklich eine Nachtigall trällert, weil sie es meisterhaft verstehen, ihren Konsumenten die Eulen für ebensolche königlichen Singvögel zu vertickern. Und das in jedem Gewande.

HERR, an welchem Tage erschufest Du die menschliche Dummheit...?

Gerichtsvollziehung in Aktion

- eine kerndeutsche Posse

S. M. Druckepennig

Kennen Sie die Szene, in der die berühmten gallischen Comichelden Asterix und Obelix einen verzweifelten Kampf gegen Roms Bürokratie führen, indem sie in einem römischen Bürocontainer Etage um Etage, Zimmer um Zimmer abjachten – von einem zum Nächsten geschickt, einen Stempel um den anderen erjagend, ein Formular nach dem nächsten ausfüllend?

Jeder Deutsche mit einem Deut Nationalbewußtsein mußte diese Episode als Beleidigung auffassen – denn die Heimat aller formularversessenen und stempelabhängigen Bürokratie ist das Land unter den Eichen jenseits des Rheines, das Germania „libera“ und nicht die Stadt am Tiber, in der man seit ewigen Zeiten mit ein paar As, Denaren oder Lira jede zum Stillstand gekommene Verwaltungsmaschine wieder auf Touren zu bringen in der Lage war.

Unser Mitarbeiter Herr Hübner, ein Ketzer der Alten Schule, wollte diese eherne, generationenvererbte Wahrheit nicht länger gelten lassen und verkündete, das alles sei doch nun schon viel, viel besser geworden. Entkrampfter, übersichtlicher, einfacher – und was er der schmeichelnden Attribute mehr gebrauchte.

Der allmächtige und himmlische Vater aller braven, deutschen Beamten hörte es - und zürnte erwartungsgemäß ob dieser Häresie: Hier stellt wieder einmal einer jene Welt in Frage, die ER erschuf in den ersten sechs Tagen. Die Sintflut hatte ER geschickt und die Häscher der Heiligen Inquisition, um solche frechen Mäuler zu stopfen. Aber kaum ist die letzte Pfütze getrocknet, das letzte Feuer der Scheiterhaufen verloschen, da wollen sie's schon wieder besser wissen, diese kleinen Scheißerchen aus Lehm und Dreck und dem rebellischen Geist des Ewigen. Der göttliche Gegenschlag ließ nicht lange auf sich warten! Alles begann damit, daß ein gewisser Kaufmann T. in seiner Eigenschaft als Geschäftsführer eines kleinen Krankentransport- und Rettungsdienstunternehmens namens ADG dem Herrn Hübner vor einem Berliner Gericht versprach, jeweils zu drei Monatsersten eine gewisse Summe an ihn zu überweisen. Er versprach es nicht gerade leichten Herzens, aber

dazu sind ja nun mal Gerichte da, um solch zaghafte Persönlichkeiten bei schweren Entscheidungen unter die Arme zu greifen. Und eigentlich sollten sie auch dazu da sein, bei der Umsetzung ebenfalls eine gewisse Hilfestellung zu leisten, denn hier geht es in erster Linie um ihre ureigenste Autorität. Die erste Rate des Herrn T. kam pünktlich, aber leider etwas geschmälert, so daß sich auf nicht eben kostenfreies Nachfragen eine Nachzahlung ergab. Die zweite Rate kam schon mal gar nicht, was mit einer aberwitzigen Begründung versehen wurde. Nachdem die Sache gläubigerseits etwas forciert wurde, überwies der ehrenwerte Kaufmann T. dann doch – gewann aber schon mal auf diese Weise eine geschlagene Dekade.

Nun hatte er wohl Blut geleckt, so daß die letzte Rate wiederum nicht zum Monatsersten verfügbar war. Dem ansonsten lammfrommen Herrn H. schwoll der Kamm und der Kragen platzte! Nach der zweiten unangenehmen Überraschung gewitzigt, hatte er bereits mit den ersten Präparationen für ebendiese Eventualität begonnen. Und das sah so aus: Stellen Sie sich also vor, Sie besitzen ein Urteil, daß den Schuldiger T. verpflichtet, sagen wir tausend Taler an Johann dem Gläubiger H. zu überreichen. T. aber rührt sich nicht. Das berechtigt H. nun noch lange nicht, mit dem Urteil zum nächsten Gerichtsvollzieher zu laufen und mit diesem zusammen auf das Konto T.s oder dessen Geschäftsmobiliar zuzugreifen. Was er dazu braucht, ist eine „Vollstreckbare Ausfertigung“ des Urteils.

Diese besteht in einem Zusatz zum Urteil, enthält eine Klausel, derzufolge dieses Dokument in der jetzt vorliegenden Form zur Vorlage beim Gerichtsvollzieher geeignet und zur sofortigen Vollstreckung zu verwenden ist. Jetzt kann's losgehen! Also, die Gerichtsvollzieherverteilerstelle angerufen und das weitere Procedere erfragt. Rrrrrums, kommt der Hammer von oben! „Nee, mein Lieber, da müssen Se erstmal zum Rechtspfleger und das Dokument beglaubigen lassen. Das machen Sie bei Ihrem zuständigen Amtsgericht. Kann so zwei, drei Wochen dauern.“ „Aber, lieber Herr Gerichtsvollzieher, der Gerichtsstand ist Ihr Amtsgericht!“ „Ja, hmmm, äh, wo wohnen Sie? Wo sitzt der Schuldner?“ Erneutes Ableiern des Sachverhaltes, der Mann beginnt zu begreifen: „Also, wenn Sie den Kram aus den Händen des Rechtspflegers zurück haben, dann schicken S'es her – mit dem Original, versteht sich.“

Versteht der Mann kein normales Deutsch? Unwahrscheinlich. Aber der Rechtspfleger hat doch mit der „Vollstreckbaren Ausfertigung“ schon das Seine getan. Da muß noch etwas anderes dahinterstecken... Herr H. als Gläubiger begibt sich also mit seiner „Vollstreckbaren Ausfertigung“ zum Amtsgericht in B., schnurstracks zu den dortigen Rechtspflegern. Die lächeln freundlich. „Nein, da müssen Sie zwei Etagen höher, genau über uns, zur Vollstreckungsstelle!“ Der Fahrstuhl ist gerade in Reparatur, aber das scheint nicht der einzige Grund zu sein, der unserem Herrn H. die Schweißperlen auf die Stirne treibt.

Oben, unter dem Dache angekommen, wird Herr H. ganz nach unten geschickt, zur Wache nämlich, denn für diese Stelle hier wäre das rein gar nichts, er hat doch schließlich schon alles beisammen, was für eine Vollstreckung vonnöten ist, es fehlt nur noch ein Antragsformular, das eben bekäme er an der Wache, ausfüllen und nach Berlin damit, zur Gerichtsvollzieherverteilerstelle des Amtsgerichtes Ch.

Kleine rosa Mäuse begleiten Herrn H. auf seinem Weg nach unten, ein gesprengeltes Schwein fliegt am wolkenlosen Himmel vorüber, umkreist von lila Totenköpfen und kleinen Dynamitbombchen mit rauchenden Lunten. Augenzeugen wollen bemerkt haben, wie weißer Dampf jetstreamartig den Ohren des gequälten Gläubigers entquoll und das Treppenhaus des Gerichtsgebäudes in zarten Nebel hüllte.

Er bekommt sein Formular und es wundert ihn, daß auf diesem nirgends nach einer Kontonummer oder Bankverbindung des Schuldners gefragt wird. Na ja, die sind ja auch nicht dämlich, die werden schon wissen, wie sie sich diese Informationen besorgen. Einschreiben, Rückschein – da geht es hin, das kostbare Schriftstück. Und es kehrt zurück! Wenige Tage später – unverrichteterdinge! Versehen mit folgendem Text: „Sollten Sie eine Kontopfändung wollen, so wäre ein anderer Antrag zu stellen (Pfändungs- und Überweisungsbeschluß). Mit freundlichen Grüßen etc.p.p.

Des Gläubigers Haare ergrauen sachte vor sich hin, die müde Hand beginnt selbstständig aber unkontrolliert zu zittern – die Mediziner werden es später Parkinson nennen, die Welt beginnt sich aufzulösen. Der Kaufmann T. indeß, wahrscheinlich in völliger Unkenntnis der Bürokratie seines Vaterlandes hatte sich auf die Avisierung eines Gerichtsvollziehers hin beeilt, seinen Verbindlichkeiten flugs nachzukommen.

Ach Gottchen, die Unschuld vom Lande! Hätte er gehaut, wie es läuft, er hätte sich bequem in seinem schwarzen Sessel zurückgelehnt, (den Herr H. ihm so gern unter dem kaufmännischen Allerwertesten hinweggepfändet hätte) und den Dingen ihren kaugummiartigen Lauf gelassen.

Jetzt jedenfalls ist das Seminar „Jus – wie pfände ich einen säumigen Schuldner“ für Herrn H. beendet. Die Prüfung war hart, aber sie wurde bestanden. Und das nächste Mal gibt es weder für Herrn T. noch für die Deutsche Justiz ein Entrinnen! Das sei geschworen beim Namen des Einzigen und Allmächtigen Vaters Israels! Hoffen wir, daß dieser gerade nichts gehört hat...

Hartz IV und die Reporterin

B. St. Fjöllfross

Ein Hamburger Abendblatt hat eine gute Idee: Sie schicken eine junge Reporterin ihres Hauses im August des Jahres 2004 auf eine Expedition in die Abgründe von Hartz IV und lassen die junge Dame parallel zu ihren Erfahrungen in Fortsetzungskolumnen berichten.

Dieses Experiment halten wir in mehrfacher Hinsicht für gelungen: Zeigt es doch zum Ersten, daß es wirklich jeden treffen kann. Wer sich heute noch gut situiert wähnt, kann morgen schon vor dem Abgrund stehen. Als Arbeitslose auf Zeit nämlich fand sich die Frau Reporterin natürlich auch pflichtgemäß beim Arbeitsamt ein, wo sie alsbald erfuhr, daß es im ganzen Großraum Hamburg keine journalistische Stelle zu besetzen gab.

Wäre also ihr Arbeitsplatz realiter in Gefahr, sie hätte es schwer in der Hansestadt. Und wie sicher ist schon das Leben in einem kleinen, lokalen Blatt? Binnen kurzem fand sie sich in einer Currybude wieder, für 400 Euro Brutto monatlich! Genial, was? Der Abstieg einer studierten Fachkraft, die sich plötzlich von proletenhaften Fernfahrern den zugegebenermaßen hübschen Hintern tätscheln lassen muß, während sie deren Speisereste beräumt. Schöne, neue Welt! Es treibt einem die Tränen der Wut in die Augen!

Die junge Dame, ausgestattet mit dem jämmerlichen Kontingent von 345 Euro im Monat, mußte von einem Tag auf den anderen lernen, ihren gesamten Lebensstandard radikal in den Keller zu fahren. Billigangebote, kein Freizeitvergnügen, ja selbst die S-Bahn-Benutzung wird zum teuren Vergnügen, „...so, wie man früher Taxi fuhr“, wie sie erklärte. Was nur am

Rande erwähnt wurde, aber wohl die unvermeidliche Folge des sozialen Abstiegs ist, sehen wir in der den Absturz begleitenden gesellschaftlichen Isolation. Alte Beziehungen brechen weg, Einsamkeit droht. Erstarkende Solidarität? Das wird lange brauchen, ehe sich ein solcher Bewußtseinswandel in der Bevölkerung durchsetzt. Zunächst heißt es: Einer gegen alle und Jeder gegen Jeden! Ich habe Arbeit, du nicht? Ja, Pech mein Lieber. Dann bist du jetzt wohl kaum noch der rechte Umgang für mich...

Sie berichtet von aberwitzigen Seminaren, deren Sinn eher in einer Beschäftigungstherapie der hoffentlich noch festangestellten Seminarleiter zu bestehen scheint. Sie erzählt von Armenküchen und Leuten, die sie auf den Fluren der „Agentur für Arbeit“ kennenlernt. Leuten, die resigniert haben, die von heut auf morgen ins Bodenlose gefallen sind, eine Kündigung aus wirtschaftlichen Gründen und aus war'!

Seither Bewerbungen über Bewerbungen, gefolgt von Absagen über Absagen. Und langsam wird uns klar, daß die Zeiten der Wirtschaftssose Deutschland ein für alle mal vorbei sind. Diese Menschen, mit denen sie die Wartebank des Arbeitsamtes teilt, sind zumeist keine Berufsaussiedler. Das sind oft Männer und Frauen, die gestern noch einen gutdotierten und qualifizierten Job ausgefüllt hatten.

Wo sind jetzt die Schreihälse, die noch immer fordern, Deutschland müsse zu einem Einwanderungsland werden, weil seine Bevölkerung schrumpfe? Für die zur Arbeit Fähigen, die schon hier leben, ob Deutscher, Türke, Sorbe oder Asylbewerber ist kein Platz mehr: an den gesellschaftlichen Rand werden sie gedrängt und dort noch gerade eben geduldet, am Existenzminimum gehalten, egal, was sie vorher für diese Gesellschaft geleistet hatten. Ist es verwunderlich, daß Nationalsozialisten mit darauf zielenden Phrasen erbarmungslos punkten?

Die Reportage zeigt, wenn man tiefer schaut, was die Hartz-„Reformen“ wirklich sind: unausgelegene Machwerke, die den gesellschaftlichen Verfall rasant beschleunigen werden, denn der alles entscheidende Binnenmarkt wird unter ihren Hammerschlägen zusammenbrechen.

Diese „Reformen“ schaffen keine neuen Arbeitsplätze, jedenfalls keine, deren Entlohnung dem deutschen Preisniveau gerecht wird und die also zu einer Belebung der Binnennachfrage führen könnten. Welches Bankhaus vergibt noch Kredite, welche Versicherung kann noch Abschlüsse tätigen, welcher Kaufmann kann noch Umsätze machen, welcher Vermieter noch vermietet? Diese „Reformen“ werden Massenverelendung erzeugen. Und sie werden dazu führen, daß sich einige wenige Krisengewinnler bereichern werden, daß sich die Balken biegen.

Als sogenannten Kollateralschaden vermuten wir einen sprunghaften Anstieg der Suizidrate in der ersten Hälfte des nächsten Jahres. Werden die Reformer darüber bittere Tränen vergießen? Wohl kaum. So sentimental sind sie denn doch nicht. Eher das Gegenteil: bei Wegfall von Menschenmaterial immense Kosten gespart, das eh nicht mehr effektiv zu verwenden ist. Zynisch? Ach wo! Realistisch!

Und Frau B., die Reporterin, für die nach vier Wochen der Spuk wieder vorbei war? Sie sollte aus ihren gesammelten Erfahrungen schleunigst die Konsequenz ableiten, von nun ab alles verdiente Geld zu bunkern, was das Zeug hält. Und zwar so, daß sie es nirgends zu deklarieren braucht.

Denn wenn die Arbeitslosigkeit zunimmt und mit ihr die Hartz-IV-Empfänger, wer wird dann noch die Zeitung kaufen oder gar halten können, bei der sie ihre Brötchen verdient?

Hilfsnazi Harry, Stillgestanden!

Scholcher M. Druckepennig

Nennt man ihn königliche Hoheit? Ich weiß es nicht, denn das Protokoll des britischen Hofes ist mir so fremd und so gleichgültig, wie die Aussagen der indianischen Knotenschnüre. Wobei Letztere weitaus interessanter und für die Weltgeschichte bedeutsamer sind...

Doch wenn man ihn eine Hoheit nennt, dann zu Unrecht – Protokoll hin oder her! Dieser Mann strahlt nichts Hoheitsvolles aus – er ist ein Vertreter der Niederungen des menschlichen Geistes. Er ist ein Repräsentant der allmächtigen Dummheit und widerlichen Borniertheit. Über sein Vorleben sei hier nichts gesagt. Das geht uns nichts an und sollte einem Blatt mit seriösem Anspruch keine Zeile wert sein. Was dieser unreife Knabe aber jüngst anlässlich eines Kostümfestes in London vortrug, daß meritiert ein paar kräftige Maultaschen! In einem Bundeswehrjackett mit einer Hakenkreuzbinde versehen, stand der unsägliche Trottel angesoffen vor der Linse eines Photoapparates.

Wir kennen die Überheblichkeit der Sieger des Zweiten Weltkrieges, von denen jeder einzelne im Kampf mit den deutschen Nazis ziemlich alt aussah. Erst zu viert und vor allem mit dem unerhörten Heldenmut der Roten Armee und der Logistik der Amis konnte ein Sieg gegen Nazideutschland erfochten werden. Die Briten waren seit dem Ersten Weltkrieg nur noch dem Namen nach eine Weltmacht, abgehalftert trauerten sie dem Verlust viktorianischer Größe nach. Nun aber, nachdem sie in Teheran und Potsdam zur Tafel zugelassen waren, rissen die ehemaligen Weltkolonialherren die Klappe wieder ganz weit auf. Das Bild vom schlauen Tommy hie und vom debilen aber gewalttätigen Kraut dort wurde wieder in die Inselhirne hineinzementiert, nachdem sich doch erhebliche Teile der britischen Upperclass bis in die Vierziger hinein eifrig zu Adolf Hitler hingezogen fühlten.

Das neue, demokratische Deutschland interessiert die meisten von diesen Insulanern einen feuchten Kehricht. Für sie besteht Europa bestenfalls aus Frankreich und Holland und dem barbarischen Transsylvanien. Dieser unselige Mix ist es wahrscheinlich, der die breiige prinzliche Hirnmasse umgequirlt hat. Einerseits der Drang, den tumben Herrenmenschen zu banalisieren, zu konterkarieren, zu veräppeln; andererseits die latente Bewunderung für die effiziente und kalte Gewalt, die von dieser Weltanschauung ausging. Kann man doch sagen, daß die Kolonialbriten den Boden dieser Ideologie in vielerlei Hinsicht entscheidend vorbereiten halfen. Geistige Vorarbeit, die Erfindung der Konzentrationslager in den Burenkriegen, die praktische Umsetzung des Rassenwahns in den Kolonialkriegen, der Gleichklang der deutsch-britischen Verfechterherzen im Glauben an den nordischen Übermenschen, der dazu bestimmt ist, die Welt zu beherrschen – all das sublimierte sich in der Politik der Nazis. All das hatte seine vielfältige Entsprechung in der Geisteswelt britischer Machthaber.

Und irgendwann platzt die Eiterblase, die man solange mehr oder weniger erfolgreich zu kaschieren suchte. Der jüngste Sohn Dianas ist kein Nazi. Kann er gar nicht sein. Denn er ist hundertprozentig zu blöd zu wissen, was das eigentlich ist. Doch Dummheit schützt vor Strafe nicht! Soll er nach Auschwitz pilgern. Soll ihn ein Rabbi am Kragen packen und mit der dämlichen Prinzenröbe in einen Haufen Kinderschuhe stecken, die den Hunderttausenden vergasten und zu Tode geschundenen Kindern gehörten, die nicht das Glück hatten, „jeunesse d'orée“ genannt zu werden. Soll er die Dokumentaraufnahmen sehen, die die Befreier dieser Höllenlager aufnahmen, soll er eine Gaskammer betreten und fühlen, wie es ist, wenn

die Stahltür zuschlägt. Das verzweifelte und erstickte Schreien der Opfer soll ihn bis in die Alpträume seines verkifften Schädels verfolgen, bis er um ein Erwachen bettelt – ein Erwachen aus dem Dämmer seiner Dummheit! Möglicherweise wird dieser Schock aber dazu führen, daß der hochgeborene Schwachkopf vom Schock überwältigt erst recht darauf beharren wird, daß alle Krauts per se Nazis seien. Möglicherweise wird diese Straf- und Lehraktion einen neuen Deutschenhaß in der britischen Oberschicht etablieren. Das wäre schade.

Zumal das gemeinsame europäische Haus in den letzten Jahren den Eindruck vermittelt hat, seine Bewohner wären sich auch in geistiger Hinsicht nähergekommen. Diese Illusion, wenn sie denn bestand, hat sich als trügerisch erwiesen. Wir sehen zwar alle wie eine gleiche Sorte Menschen aus, und wenn wir dahingeschieden sind, wird man anhand unserer Gebeine kaum deren Nationalität ausmachen können. Aber in den lebenden Köpfen herrschen noch immer weitverbreitet die archaischen Ressentiments und Vorurteile, die jeder Aufklärung, jedem Versuch der Annäherung mit erbittertem Widerstand begegnen.

Das tragische daran ist, daß dieser unseligen Resistance von führenden Kräften der Siegermächte des Zweiten Weltkrieges meinungspolitisch kräftig Vorschub geleistet wird. Von Leuten sogar, die es eigentlich besser wissen müßten als der tumbe Harry. Diese Burschen sind der Schimmelpilz, der sich in das Gemäuer des europäischen Hauses eingeknistert hat. Wer immer an der Stabilität dieses Gebäudes interessiert ist, weil es der einzige Garant einer friedlichen europäischen Zukunft ist, der muß kämpfen wie ein Berserker, daß dieser Schimmel trockengelegt werde. Die Zeit drängt – denn solche Klischees in den Köpfen, gepaart mit einer sich verschärfenden Wirtschaftskrise – das ist eine fürwahr explosive Mischung.

hire or fire –

ein neues Fernsehformat aus dem Hause deMol

Scholcher M. Druckepennig

In den deutschen Kinos ist just der Film „Der Untergang“ angelaufen, der die letzten Stunden eines Reiches thematisiert, dessen staatstragende unmenschliche und wahnhaft-verbrecherische Theorie einen aberwitzig und völlig mißdeuteten Sozialdarwinismus zur Grundlage hatte. Noch Stunden vor ihrem Ableben betonten die Führungsgrößen der Nazis ihre Haltung, die sie kein Mitleid mit den unsäglichen Leiden der kriegstyrannisierten Zivilbevölkerung empfinden ließ. Nach ihrer Aussage hatte sich das deutsche Volk im Überlebenskampf als das Schwächere erwiesen und mußte daher im Einklang mit den unerbittlichen Gesetzen der Natur verschwinden.

Eben diese Anschauung kostete Jahre vorher schon viele Geistesranke und debile Menschen in deutschen Heilanstalten wie Hadamar, Sonnenstein und Brandenburg-Görden die Existenz. „Euthanasie“ nannte sich der Massenmord an „lebensunwürdigem Leben“. Mitgefühl und Fürsorge für die von der Natur benachteiligten Zeitgenossen wurde offiziell verpönt und per Gesetz (z.B. Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses) ausgeschlossen. Nun möchte man meinen, aus den schrecklichen Erfahrungen mit diesem Irrsinn hätte die Gesellschaft als Ganzes gelernt. Weit gefehlt! Wie es in der Nachkriegszeit Mode wurde, daß jeder Mist aus den Vereinigten Staaten von Amerika über kurz oder lang den Weg über den Atlantik fand um hier nachgeäfft zu werden, so war klar, daß sich auch das Unkraut der knallharten amerikanischen Grundeinstellung: „Es kann nur einen geben!“, irgendwann

auch im alten, christlichen Abendland auswuchern würde. Dieses christliche Abendland bewahrte über die Jahrhunderte eine Tradition – nämlich die einer Gemeinschaft, in der einer für alle, und alle für einen verantwortlich waren. Es war die Tradition der sozialen Fürsorge, der Barmherzigkeit, der Hilfeleistung für die Zukurzgekommenen. Wir wollen natürlich nicht verschweigen, daß es auch im christlichen Mittelalter beispielsweise die Einrichtung der Narrenschiffe gab, mit deren Hilfe man sich „überzähliger“, geistesschwacher und daher wenig produktiver Menschen entledigte.

Das aber sollte unbedingt im Kontext der zu diesen Zeiten oft fatalen Versorgungslage der Bevölkerung gesehen werden und entsprach keinesfalls einem gesellschaftsübergreifenden Programm. Nun jedoch, da die Krise seit geraumer Zeit mit eiserner Faust nach Deutschland greift, nun ist die Zeit wieder gekommen, das Volk langsam aber sicher auf eine Abkehr von karitativen Gedanken vorzubereiten. Die Siegermentalität, die des strahlenden Gewinners auf der einen Seite und des glücklosen Restes auf der anderen, soll wieder salonfähig werden.

Der Spielshows gab es ja nun schon etliche. Und jedesmal ging es für den Sieger um einen Haufen Geld. Während aber in den Siebziger Jahren noch ein gemeinnütziger Zweck mit der Unterhaltung verbunden wurde – wir erinnern an Formate zu Gunsten der „Aktion Sorgenkind“ – oder aber ganze Gruppen gemeinschaftlich einen Sieg errangen, begann Herr Jauch mit seiner Sendung „Wer wird Millionär?“ schon peu a peu am Typ des Einzelkämpfers zu basteln, der zwar hier und da noch etwas Hilfe in Anspruch nehmen konnte, im Grunde aber letztlich die Entscheidungshoheit über seinen Weg behielt.

Nun folgt aus dem Hause des „Erfolgsproduzenten“ deMol der nächste, konsequente Schritt. Ein Team von zehn Leuten tritt an, den „Job ihres Lebens“, dotiert mit 300.000 Euro Jahresgehalt zu ergattern. Versteht sich, daß nur einer diesen Job erhalten wird. Zunächst einmal ist auch Teamgeist gefragt. Doch in gemeinschaftlich zu lösenden Aufgaben muß ein jeder sein eigenes Profil entwickeln und herausstellen. Zum Schluß heißt es: jeder für sich selbst!

Was uns nun insonderheit beunruhigt, ist die Sprache, mit der dieses neue Format in den Medien angekündigt wird. Da werden die Damen und Herren, die die Kandidaten zu begutachten haben, als „knallhart“ klassifiziert. „Eiskalt“ wird über die Leistung der Versuchskaninchen entschieden, „brutal“ und „unnachgiebig“ wird selektiert. Das letzte Wort des vorangehenden Satzes haben wir ganz bewußt beigesteuert. Mit berechnender Absicht! Denn dahin geht nach unserem Dafürhalten die Reise.

Das ist kein Spaß mehr. Es ist der Spiegel des inneren Zustands unserer gegenwärtigen Gesellschaft. Einer Gesellschaft, die Tag für Tag den Gürtel enger schnallen muß, weil der Staat in dem sie lebt, hochverschuldet und pleite wie er nun mal ist, für soziale Belange jeden Tag weniger auszugeben vermag. Und hier wird durchs psychologische Hintertürchen diese bankrotte Gesellschaft darauf eingeschworen, daß der Sprung zu einer abgesicherten Existenz a) nur wenigen gelingen kann und b) die Masse sehen muß, wo sie bleibt – knallhart, eiskalt und brutal!

Wir sind weit davon entfernt, Herrn deMol und seinen Mitstreitern die Verbreitung faschistisch-elitären Gedankengutes zu unterstellen. Diese „Macher“ sind gerissene und sehr agile Geschäftsleute, die zusehen, daß sie ihr persönliches Schäfchen ins Trockene kriegen. Sie nutzen geschickt den vorherrschenden Wind zum Segeln. Das kann man ihnen nicht zum Vorwurf machen. Wir konstatieren lediglich an der Stellung der deMol'schen Segel,

woher der Wind augenblicklich weht. Und wir befürchten, daß aus dieser Richtung ein Sturm aufziehen könnte, der unser Staatsschiff aufs Ärgste gefährdet. Denn dieser eiskalte Sturm, der knallhart über die Schwachen und Wehrlosen, die Zweiten, Dritten und ewigen, namenlosen Letzten hereinbrechen wird, wird uns mit brutaler Offenheit einen Fakt vor Augen führen, der in den Zeiten des gandenlosen Individualismus an Bedeutung zu verlieren scheint: Die menschliche Spezies ist eine auf Gemeinschaft und Miteinander ausgerichtete Art.

Diese Gemeinschaft schafft Lebensqualität. Ein Verlust gemeinschaftlichen Denkens aber wird Einsamkeit und einen Verlust an ebenjener Lebensqualität bedingen, der früher oder später auch die Gewinner, die Einzelkämpfer und die Ewigen Ersten erreichen wird. Es gab noch keinen, über den Fortuna das Füllhorn dauerhaft ausgeschüttet hätte. Irgendwann erwischt es jeden eiskalt – auch die strahlenden Sieger von Gestern. Und dann ist das Geschrei nach Hilfe groß. Dann bekommt die ersehnte Geborgenheit wieder einen Namen.

Deshalb ist es wichtig, diese Werte, gerade in wirtschaftlich angespannten Zeiten, zu proklamieren und zu fördern: Zusammenhalt und Solidarität müssen bewahrt werden. Sind sie erst verschwunden, dann heißt es für den Faschismus: Ring frei zur Zweiten Runde! Zu weit hergeholt? Man wende den Blick nach Sachsen, wo die NPD mit der SPD bei den Landtagswahlen 2004 beinahe gleichgezogen hat. Die Menetekel nehmen zu. Wir sollten sie lesen, verstehen und beherzigen, solange es noch Zeit ist. Ächten wir die knallharten, selbstherrlichen Typen, deren Gestörtheit wir an Hitler und Goebbels heute deutlich erkennen können! Lernen wir statt dessen von der wirklichen Natur, den Rudeln der Wölfe und der Ratten, die uns soziale Fürsorge vorleben und uns beibringen, daß ein jeder im Verband seinen Platz zum Wohle des Ganzes finden und einnehmen kann.

Es gibt eine Asozialität der Verwahrlosung und eine Asozialität des Geistes. Beide sind einer funktionierenden Gesellschaft abträglich. Ihnen ist der Kampf anzusagen: Knallhart, eiskalt und brutal!

Horst Seehofers Rücktritt

Berlin, 22. Nov. 2004, Fjo

Horst Seehofer, ehemaliger Bundesgesundheitsminister, jetziger stellvertretender CSU-Parteivorsitzender und Chef des Arbeitnehmerkreises in der CSU ist von seinem Amt als stellvertretender Fraktionsvorsitzender der CDU/CSU – Koalition zurückgetreten.

Er sieht sich außerstande, den ausgehandelten Kompromiß zur Gesundheitsreform, bzw. zu der zukünftigen Finanzierung der Kassenbeiträge mitzutragen. Wir kennen die genauen Hintergründe nicht, die Absprachen und Verhandlungen hinter den Kulissen können auch wir nur erahnen. Aber die ganze Sache macht auf uns den Eindruck, hier übernehme ein honoriger Mann und Politiker Verantwortung für eine ebenso honorige politische Haltung. Ein aufrechter Charakter klammert sich nicht an eigene Karriereplanungen, er hält an seiner Überzeugung fest. Und das ist durch und durch ehrbar.

Männer wie Herr Seehofer schlagen eine Bresche für das langsam verschwimmende Bild vom aufrechten und der Sache ergebenden Politiker. Dafür zollen wir ihm unseren Respekt. Er hat den Mut, sich gegen die allgemeine Meinung seiner Parteispitze auszusprechen, eine Entscheidung

zu treffen gegen die Hausmacht der Großen, gegen das eigene Vorkommen, gegen die eigene Machtposition. Der einzig bedauerliche Aspekt an diesem Vorgang ist nach unserem Dafürhalten der Verlust eines Aufrechten, eines Leuchtturmes der Wahrhaftigkeit. Auch Herr Seehofer hätte natürlich nichts Entscheidendes bewegen können. Wo nichts ist, kann man selten etwas aus dem Boden stampfen. Aber den Mut zu haben, in einem solchen Augenblick zu sagen, daß ein von den eigenen Leuten ausgehandelter Kompromiß unsozial sei und daß man sich eher von den Schalthebeln der Macht zurückzöge, ehe man sich unter eine als falsch erkannte Vorgabe duckt und sie um des eigenen Befindens willen nolens volens mitträgt – das ist beispielhaft. Das Gewissen vor den Eigennutz setzen, selten, sehr selten ist ein solcher Charakter noch zu beobachten. Das verdient Achtung und Respekt.

Kasse in der Kurstraße

Michael L. Hübnert

Man kennt das: keine Fuseratze mehr im Portemonnaie, schnell an den Bankautomaten, einen Fünfzig-Euro-Schein geholt, weiter geht's in die Innenstadt - allüberall Parkraumbewirtschaftung, ja wohin jetzt auf die Schnelle mit dem Wagen, die Geldkatze beherbergt noch drei einzelne Cent-Stücke, eine Fünfzig-Cent-Münze sollte es aber schon sein. Ja, was nun? Also flugs die Parkuhr auf die genaue Uhrzeit gestellt, einen Zettel hinter die Windschutzscheibe plaziert und mit großen und deutlichen Lettern geschrieben: „Bin Kleingeld einwechseln - in spätestens zehn Minuten wieder am Wagen! Danke!“

Danke? Ja, liebe Politessen, vielen Dank auch - für den Ordnungszettel nämlich. Sechs Minuten hat's gedauert. Manche Händler der umliegenden Geschäfte haben geknurrte, manche abgewinkt, es war nicht leicht, einen zu finden, der einem eine Fünfzig-Euro-Note dergestalt einwechselt, daß ein bißchen Hartgeld für den Parkautomaten rausspringt. Trotzdem, nach sechs Minuten war auch das geschafft. Doch dann die böse Überraschung: Genau über der Bitte um etwas Geduld der postkartengroße Hinweis, daß man seines Falschparkens wegen zur Kasse gebeten werde. § 49 StVO in Verbindung mit § 24 StVG. Überzeichnet mit: Die Oberbürgermeisterin. Unterzeichnet mit: freundlichen Grüßen! Hohn, Heuchelei oder schon abgestumpfte Phrasen-Vordrucks-Drescherei?

Gemeint ist die Oberbürgermeisterin der Stadt Brandenburg an der Havel, Frau Doktor Tiemann. An sie wollen wir uns daher wenden.

Liebe Frau Oberbürgermeisterin!

Sie sind eine gelernte DDR-Bürgerin, wie wir auch. So werden Sie also wissen, welche Folgen es hat, wenn sich in der Bevölkerung Unmut ausbreitet und welche unscheinbaren Details diesen Unmut auszulösen in der Lage sind. Es gibt ein altes deutsches Sprichwort, das sagt: „Manch einer sucht einen Pfennig und verbrennt dabei drei Lichte!“ Wird der Pfennig dann gefunden, so könnte man es auch einen Pyrrhussieg nennen, denn dieser Erfolg hat mehr gekostet, als er einbrachte. Genau das kann man in Deutschland nun schon seit Jahrhunderten beobachten: Kalthertzige Paragraphenreiterei, herzlos und stumpf bis zur Idiotie, vergrämt den Bürger. Müssen Obrigkeiten so mit ihren Völkern umgehen? Müssen sie das wirklich? Wenn wir durch das Königreich Dänemark fahren, so weht uns aus fast jedem Schrebergarten ein Danebrok entgegen. Ganz selbstverständlich wurde Egon Olsen mit dieser schönen Fahne von seinen Kumpanen begrüßt, wenn

er wieder mal das Albertslund-Gefängnis verließ. Was fehlt uns Deutschen, daß es uns peinlich wäre, Schwarz-Weiß-Rot im Vorgarten aufzupflanzen. Daß wir Brandenburger nicht einmal ohne Anlaß unsere Häuser mit der Fahne der Stadt Brandenburg schmücken? Es ist dieses ewig gespannte Verhältnis des Michels zu seiner ach so gesetzestreuen Beamten. Man lese das bei Tucholsky nach! Hier, verehrte Frau Oberbürgermeisterin, hier an einer Parkbucht in der Brandenburger Kurstraße, der RFT-Geschäftsstelle gegenüber, hier wird Politik gemacht! Keine Wahlkampfveranstaltung, keine Straßenteilabschnittseröffnung in Begleitung der amtierenden Havelkönigin, kein Wahlplakat mit dauerlächelnden Kandidaten kann gut machen, was hier sträflich versäumt und versaubeutelt wird.

Denn hier befinden wir uns an der Nahtstelle zwischen Bürger und erlebbarer Politik. Was immer Sie sich hinter den Kulissen an Titanen-Mühe geben mögen, für die Stadt und ihre Bewohner etwas zu bewegen - das registriert die Masse bestenfalls aus der Gazette. Das ist alles abstrakt. Man liest es, nickt vielleicht anerkennend - und hat es im nächsten Augenblick wieder vergessen. Aber das hier, diese kleine Niedertracht einer absolut korrekten Politesses, die auch nur ihren Anweisungen folgt und wahrscheinlich auf Beteiligung arbeitet, hier hat der Bürger etwas Greifbares. Hier wird ihm ans Bein gepinkelt - und zwar richtig boshaft. Au - das tut weh! Und das merkt er sich! Hier geht es für nichts und wieder nichts an seinen ohnehin schon schmalen Geldbeutel. Ich, liebe Frau Oberbürgermeisterin, bin ein Preuße. Ich hätte meinen Obolus entrichtet - treu und brav. Ich war auf dem Weg zum Automaten mit meinem Fuffziger in der Hand, für den ich mir in sechs Minuten die Hacken abgerannt habe. Doch dann, im Augenwinkel - der unheilvolle weiße Zettel aus Politessenhand. Nee! So nicht! Ein Wütender mehr, der auf die Stadt und ihre Bediensteten wirklich sauer ist. Vernünftige Arbeit kann die Gemeinde ihm nicht geben - aber abkassieren - das kann sie! Bravo! Und, was haben wir aus dem Jahr '89 gelernt? Nichts! Denn, hätten wir etwas gelernt, dann wüßten wir, daß man einen Staat oder eine Kommune - das ist völlig gleich - nur retten kann, wenn deren Bewohner ihre Fahne mit Stolz über ihrem Garten wehen lassen.

Jeder, der sich frustriert von seinem Gemeinwesen abkehrt, ist einer zuviel. Er fehlt. Verstehen Sie? Der stellt seine Arbeitskraft, seine Ideen, seinen Enthusiasmus anderen zur Verfügung. Er hinterläßt ein Loch. Und genau das ist mit dem Eingang zitierten Sprichwort gemeint: Kassieren Sie Ihre 10,- Euro für das Stadtsäckel und verzeichnen Sie den Verlust eines Bürgers, weil der sagt: Laßt uns dahingehen, wo man das Wort „laissez faire“ erfunden hat und wo Beamte einen Kopf zum Denken und ein Herz zum Fühlen haben! Dann werden Sie eines Tages über die jämmerlichen zehn Euro fluchen - denn Tausend mal mehr ist Ihnen verloren gegangen. Sie geben die Richtlinien der städtischen Politik vor, verehrte Frau Oberbürgermeisterin. So ist es an Ihnen, Ihre Subalternen auf den rechten, den menschlichen Weg zu bringen - und sie solch dummer Herzlosigkeiten zu verweisen. Damit könnten Sie Wahlen gewinnen, bevor die anderen überhaupt an Wahlkampf denken. Denn dann führen Sie ihn mit geringem Aufwand täglich - auf den Straßen Brandenburgs!

Kuckuckskinder

B. St. Fjollfross

Mamas Baby, Daddys may be. So witzelt der amerikanische Volksmund. Aber dahinter steckt kein Scherz. Mütter wissen immer, daß es ihr Kind ist, was sie zur Welt gebracht habe. Väter können sich in den seltensten Fällen einer solchen Gewißheit freuen. Nun war es über Jahrtausende der

Menschheitsgeschichte leider die Regel, daß die Mütter, hatten sie ihr Kind geboren, für den Rest ihres Lebens die volle Verantwortung für dieses neue Leben zu übernehmen hatten. Männer waren diesbezüglich schon ungebundener. Sie konnten für ihre Kinder da sein. Und viele werden mit einem ungeheuren Maß an Fürsorge und Liebe präsent gewesen sein. Wenn sie es aber vorzogen, sich aus dem Staube zu machen, dann gab oft keine Möglichkeit, sie daran zu hindern.

Diesem leidigen Übel konnte man erst in den hochorganisierten modernen Gesellschaften begegnen. Sicherlich, plant ein Mann, sich seinem Nachwuchs zu entziehen, so kann er das mit einigem Erfolg noch immer durchsetzen. Zumindest die Absicherung des Lebensunterhaltes aber kann das Kind nunmehr erfolgreich von seinem Vater einfordern. Da aber wären wir schon bei einem anderen bitterbösen Knackpunkt. Die Evolution hat lebenslange Partnerschaften weder für die Frau noch für den Mann vorgesehen. Rein biologisch betrachtet wäre eine solche stabile Beziehung für den Fortbestand der Art auch sehr ungünstig - werden doch mit verpaßten genetischen Rekombinationen, die sich aus einer lebhaften Promiskuität ergäben, die Anzahl potentiell leistungsfähiger Nachkommen pro Zeit eingeschränkt. Einen solchen Zustand toleriert die belebte Natur natürlich nicht auf Dauer - alle Geschöpfe befinden sich seit der Entstehung des Lebens in einem globalen Wettbewerb, in dem es buchstäblich um Leben und Tod geht. Da ist kein Platz für moralische Ressentiments.

So können wir jammern oder auch nicht, sogenannte „Seitensprünge“ gehören zum Alltag wie das tägliche Brot. Beim Manne ist der Drang möglichst viele Frauen zu „beehren“ altbekannt. Samenproduktion im Überfluß und über viele Jahrzehnte hinweg - er braucht sich keine Gedanken zu machen. Bei Frauen sieht die Sache schon anders aus. Etwa vierhundert befruchtungsfähige Eier stehen ihr mit Eintritt der Geschlechtsreife zur Verfügung. Maximal zwanzig davon haben eine reelle Chance, sich nach einer Befruchtung zu teilen. In der Regel aber wird die Frau nur ein, zwei oder drei Kindern das Leben schenken. Mit deren „Aufzucht“ ist sie dann auch in den kommenden Jahrzehnten hinlänglich befaßt. Sie muß also schon genauer hinsehen, wen sie sich zum Partner und damit zum Vater ihrer Kinder erwählt. Die männliche Indifferenz kann sie sich schlichtweg nicht leisten.

Und so haben Soziologen und Verhaltensbiologen schlüssig nachgewiesen, nach welchen Kriterien Frauen im Allgemeinen unbewußt sondieren: Ein sozial hochwertiger Partner sollte es schon sein, denn er wäre der optimale Garant für ein einerseits ebenso „hochwertiges“ Erbgut und andererseits gleichzeitig ein gesichertes Erziehungsumfeld, das dem Nachwuchs die besten Startchancen vermitteln würde. Nun sind solche Männer jedoch mitunter keine Ausbünde an physischer Attraktivität - und es soll doch niemand sagen, das Auge der Frau hätte keine Begehrlichkeiten bei der Partnerwahl anzumelden.

Und so kommt es Tag für Tag in aller Welt vor, daß Frauen, obschon verheiratet oder in einer „festen Beziehung“ liiert, auch mal anderen Männern die Gelegenheit zu einem Schäferstündchen einräumen. Kinder, die solchen Gunstbezeugungen entspringen, konnten in der Vergangenheit oftmals unbemerkt in die Familie eingebracht werden. Ungezählt die Menschen, die zu dem Manne, den sie Vater nennen, keine nähere genetische Beziehung haben, als zum Kaiser von China. Wenn wir bereits festgestellt haben, daß Männer seit geraumer Zeit zumindest ökonomisch in die Pflicht genommen werden, für ihren Nachwuchs einzustehen, dann befinden wir uns jetzt im Kern des Problems. So ein Kind heutzutage großzuziehen, bedeutet über die Jahre gerechnet ein Werteäquivalent von ein, wenn nicht zwei Einfamilienhäusern. Oder anders ausgedrückt: für viele Männer heißt

das, sie haben einen erheblichen Teil ihrer Lebensarbeitskraft und -zeit in ihre Sprößlinge zu investieren. Da ist es recht und billig und jedem gesunden Verstand faßbar, daß man sicher gehen möchte, daß es auch wirklich die eigenen Kinder seien, für die man sich abplagt. Es ist nicht nur grob unbillig, es ist eine Riesensauerei, von einem Menschen zu verlangen, daß er lebenslang für die Vergnügungen zweier anderer Menschen geradezustehen habe, sei er auch mit einem davon verhandelt. Nun, die Segnungen der modernen Wissenschaft konnten seit dem vergangenen Jahrhundert erstmals das alte, eingangs erwähnte Dogma aufbrechen. Mit einem Gentest, für beide Personen mittlerweile völlig schmerzfrei, kann man in kürzester Frist Aufschluß darüber gewinnen, ob man nun der leibliche Vater des fraglichen Kindes ist, oder nicht.

Achtung! Wir bestreiten keineswegs den Anspruch eines neuen Erdenbürgers auf seinen Lebensunterhalt bis zur Erlangung seiner wirtschaftlichen Selbstständigkeit. Die Frage, der wir nachgehen, lautet lediglich, wer sich in diese Pflicht zu teilen hat. Der Anteil der Mutter ist unbestritten. Den anderen Part aber hat zwingend derjenige Mann beizubringen, der für das Entstehen dieses Kindes verantwortlich ist. Und sonst niemand.

Wenn also die Bundesjustizministerin Brigitte Zypries jetzt mit einem Gesetzesvorstoß Anstoß erregt, daß Männer, die heimlich einen Gentest veranlassen, um sich Sicherheit zu verschaffen, zukünftig mit einer Geldstrafe oder einer Haftstrafe von bis zu einem Jahr bedroht werden sollen, so sind wir der Auffassung, daß sich eine Ministerin, die das Recht an oberster Stelle zu schützen hat, der geplanten kriminellen Freiheitsberaubung und des schweren Diebstahls in Tausenden Fällen schuldig zu machen beabsichtigt. Mit dem Diebesgut ist an dieser Stelle beileibe nicht nur das Strafgeld zu verstehen. Es ist brutalster und gemeinster Diebstahl, wenn Männer gezwungen werden, mit Unsummen für Kinder einzustehen, die die Ihrigen nicht sind.

Das schwachbrüstige und etwas hilflos wirkende Argument, es ginge hier um Datenschutz in Zusammenhang mit der Information, die im genetischen Code von Einzelpersonen gespeichert sei, Informationen, die niemand ohne Zustimmung des Betroffenen erlangen dürfe, und also müsse die Mutter(!) um Erlaubnis gefragt werden, schlägt dem Faß den Boden aus. Diese Ministerin gehört einer Regierung an, die auf der Jagd nach Geld für die klamme Staatskasse jeden persönlichen Datenschutz schamlos auszuhebeln beginnt und wagt es, den Begriff überhaupt zu strapazieren.

Doch es ist nicht mit dieser instinktlosen Frechheit getan! Nein - die Mutter muß befragt werden. Verständlich, denn Neugeborene werden sich schwerlich kompetent zum Thema äußern können. Verständlich? Ja ist denn die Dame von allen guten Geistern verlassen? Im Zeitalter der von Frauen wie ihr immer und immer wieder eingeforderten Gleichberechtigung weist sie anscheinend völlig abgehoben der Mutter den Alleinvertretungsanspruch für das Kind zu - und das in einer Situation, die für eine Frau mit dem Wissen um die außereheliche Herkunft ihres Sprößlings an Befangenheit kaum zu überbieten sein dürfte. Man stelle sich das Ganze vor: Eine solche Frau wird sich in den meisten Fällen an zehn Fingern abzählen können, daß ihr bisheriges Leben nach einer solchen Entdeckung eine sehr unangenehm Wendung nehmen kann, verbunden mit empfindlichen Verlusten. Und wer weiß, ob der smarte Latino ein ebenso potenter Zahlvater ist. Also lassen wir mal ruhig den Alten weiterbluten. Und wenn wir dann die Scheidung irgendwann doch mal nach unserem Gusto durchgezogen haben (denn ein Seitensprung scheint ja nun mal kein Attribut partnerschaftlicher Treue zu sein), dann melken wir den Alten immer noch bis zur Bewußtlosigkeit. Und natürlich auch für die Blagen, die gar nicht seinen Lenden entstammen.

Frau Bundesministerin, mit welcher arroganten und böstig-dummen Selbstherrlichkeit Sie über menschliche Schicksale befinden, denn um nichts anderes geht es hier, fordert einfach das Liebermannsche Zitat heraus. Der berühmte Maler sagte nämlich, er könne angesichts eines besonders unästhetischen Anblicks, der sich seinen Augen bot, gar nicht so viel fressen, wie er kotzen möchte. Aus Gründen der Pietät verzichten wir an dieser Stelle darauf, den Anlaß zu benennen. An Vergleichen ist uns nicht gelegen.

Wovor haben Sie Angst? Sagen Sie's! Es geht Ihnen doch nicht im Ernst um den Persönlichkeitsschutz kleiner Kinder, die im übrigen auch ein natürliches Anrecht darauf haben, zu erfahren, was Kind sie wirklich sind. Das ist Ihnen doch scheißegal! Dummes Politikergeseiere! Geht es hier nicht vielmehr um knallharten Machtverlust? „Mein Bauch gehört mir!“ war die Parole der Emanzipationsbewegung. Das konnte sich durchsetzen. Ein beliebtes Beithema war die Angst der Männer vor der Sexualität der Frau, die letztendlich das gewaltsame Patriarchat über sechs Jahrtausende Kulturgeschichte begründete.

Schließlich war der Freiheitsverlust der Frauen nichts anderes als der Ausdruck männlicher Urangst, andere Männer könnten zu Besamern „ihrer“ Frauen werden und also ihnen Kuckuckskinder unterschieben. Der Eitelkeit eines Mannes die Freiheit einer Frau zu opfern ist eine Form von nicht zu rechtfertigender und unerträglicher Gewalt. Dem kann sich kein vernünftiger Mensch verschließen. Zu groß war das Leid der Frauen seit dem Untergang des Matriarchats. Aber nun droht das Pendel ins andere Extrem auszuschielen. Glaubt man, der im letzten Jahrhundert erkämpften und gewonnenen Macht wieder zumindest teilweise verlustig zu gehen, wenn man Männer nicht willkürlich und nach Lust und Laune zu zahlenden Popanzen degenerieren kann?

Es war doch ein herrliches Gefühl in den letzten paar Jahren, wenn man als Frau die beinahe alleinige Kontrolle über die weitere Vita des Partners besaß. Stellte man sich bei einer Scheidung geschickt genug an, und dazu gehörte im Allgemeinen nicht viel, dann war der Dödel, der einst blöd genug war, in die Venusfalle zu stolpern, hinterher seelisch und wirtschaftlich am Ende. „Frau weg“ bedeutete beinahe zwangsläufig: Kinder weg, Ersparnisse weg, Haus weg, Zukunft weg! Und am Ende der Triumph: Na seht ihr, wenn ich mich nicht beizeiten von dieser Niete getrennt hätte, was wäre dann aus den Kindern geworden?

Und jetzt soll dieser formidable Zustand wieder etwas relativiert werden? Das können sie namens Ihrer Geschlechtsgenossinnen doch gar nicht zulassen, nicht wahr, Frau Minister! Hier wird nicht um ethische Grundsätze gepokert, hier geht es um Macht und Geld, viel Macht und viel Geld - wie überall sonst im Leben auch! Sollte dem deutschen Volke bei der nächsten Bundestagswahl aufgehen, daß Leute wie Sie keine anständige sozialdemokratische Politik betreiben, sondern heimlich den Geschlechterkrieg forcieren, anstatt sich den wirklich dringenden Problemen zu widmen, die das Land drücken, dann wäre es denkbar, daß der nächste Justizminister nicht nur einen anderen Namen hat, sondern auch ein anderes Parteibuch. Seien sie trotzdem nicht gleich verzagt.

Handelt es sich nämlich erwartungsgemäß um ein schwarzes Parteibuch und mißt die CDU der ganz normalen Anständigkeit etwas mehr Wert bei, als Sie uns das demonstrieren, dann wird auch weiterhin für Sie gesorgt sein. Denn dann dankt Ihnen die CDU einen gewichtigen Beitrag zum Wahlsieg. Hoffen wir, daß die Konservativen sich dann entsprechend erkenntlich zeigen und Ihnen mehr zum Leben bleibt, als Sie betrogenen und ausgenommenen Vätern zudenken.

Offener Brief an Herrn Professor Dr. med., Dr. med. dent., Dr. h. c. mult.

Hermann F. Salter,

Präsident der Deutschen Cleft-Kinder-Hilfe e.V.

Michael Hübner

Die Deutsche Cleft-Kinder-Hilfe e.V. bat postalisch in einem am 23. September 2004 verfertigten Schreiben um finanzielle Unterstützung zugunsten ihrer Projekte in Indien. Diese Projekte betreffen die Versorgung von Kindern, die mit Gesichtsspalten (Clefts) zur Welt kommen und denen aus dieser körperlichen Mißbildung im weiteren Leben ernsthafte Probleme erwachsen.

Deutsche Cleft-Kinder-Hilfe e.V.

Eschholzstraße 11

79106 Freiburg

Herrn Professor Dr. med., Dr. med. dent., Dr. h. c. mult. Hermann F. Salter

Plaue an der Havel, den 28. September 2004

Lieber Herr Professor Dr. med., Dr. med. dent., Dr. h. c. mult.

Hermann F. Salter!

Für Ihre von ehrenwertem Engagement getragene Zuschrift danken wir Ihnen. Um so trauriger stimmt uns, daß wir Ihnen wie folgt antworten müssen: So bedauerlich das Schicksal ihrer jungen Klientel im Subkontinent sein mag, in Deutschland bedeutet Arbeitslosigkeit ebenfalls einen Abstieg, der sicher noch nicht auf das indische Niveau abzielt, nichtsdestotrotz jedoch gleichsam Ausgrenzung, Armut und Vereinsamung nach sich zieht, zumindest, wenn man vorher nicht an Gossengesellschaft gewöhnt war.

Das Stigma der Arbeitslosigkeit ist zwar nicht sofort so zeichnend, wie das der Cleft-Kinder mit ihrer facialem Deformation, mindestens aber genauso effektiv, wie Sie sich auf deutschen Ämtern und Behörden – und gerade auch Einrichtungen des Gesundheitswesens unschwer überzeugen können. Die Schmerzen stellen sich spätestens ein, wenn die drohende Obdachlosigkeit reale Züge gewinnt. Wir sind gewiß kein „national“ gesinntes Blatt. Das stünde Preußen wie uns schlecht zu Gesicht. Und wir sind uns auch des Umstandes bewußt, daß der Reichtum, dessen sich Deutschland über lange Jahre erfreuen durfte, just auf dem Rücken der armen Teufel in der Dritten Welt geschaffen wurde.

Natürlich stehen wir in deren Schuld. Die Crux aber ist, daß Sie in uns gerade die Falschen ansprechen! Wer vorher schon kaum etwas sein Eigen nannte, weil er von den Kommunisten kalt enteignet wurde und auf keine vererbten Werte zurückgreifen konnte, bei der Wiedervereinigung den Rest verlor, durch die Euro-Umstellung und die damit verbundene allgemeine Inflation seinen Lebensstandard schon auf ein Minimum zurückschrauben mußte und jetzt ungebremst auf ein Schwarzes Loch namens „Hartz IV“ zustürzt, der wird es den Seinen schwerlich vermitteln können, wenn er die paar streng budgetierten Kröten nach Indien schickt! Daher glauben wir, sollten wir uns mit konzertierten Kräften zunächst um die Sanierung des nationalen, respektive europäischen Haushaltes kümmern, ehe wir daran denken, wieder einmal die ganze Welt in die Arme zu schließen. Natürlich freuen wir uns, daß es noch Menschen bei uns gibt, wie Sie, verehrter Herr Professor, denen es so gut geht, daß sie sich die Sorge um weit entfernte Mitmenschen zur Herzensangelegenheit machen können. Wir jedoch müssen nach Feststellung unserer Mittel mit Bedauern konstatieren, daß uns dieser Luxus verwehrt bleibt. Insofern können wir uns zumindest in

einem Punkte mit ihren Zöglingen solidarisieren: Auch uns leuchtet wenig Hoffnung! Leider haben wir niemanden, dem wir frohgemut sagen könnten: „Mit Ihrer Hilfe schaffen wir es!“

Ihnen dennoch für Ihr Engagement Glück wünschend, verbleiben wir

als Ihre ergebenen

B. St. Fjöllfross, Chefredakteur

Michael L.Hübner, Redakteur

Raffke unter deutschen Abgeordneten

Don Miquele Barbagrigia

Die Abgeordneten der Volksvertretungen sind vom Volke gewählt und nur und ausschließlich dem Wohle ihrer Wähler verpflichtet. Sie sollen in ihrer Entscheidung unabhängig sein und dem Willen des Volkes Geltung verschaffen. Das sind die Grundzüge der Demokratie.

Sollten sie jedenfalls sein. Wenn wir das Märchenbuch zuklappen, sieht die Sache anders aus. Zumeist haben die Abgeordneten schon seit Jahrzehnten enge Beziehungen zu ihren „wahren“ Wählern. Die sind unter den lokalen oder überregionalen Magnaten aus der Wirtschaft zu suchen, denn wer außer den Finanzkräftigen vermöchte sonst einen Wahlkampf zu finanzieren? Sicher, das hört sich mächtig nach Bananenrepublik an. Aber genau darum geht es. Die Mutter der modernen Demokratien – die U.S.A., macht es vor. Bush junior, der inkompetenteste Präsident, den das weiße Haus je gesehen hat (und das will nach Ronald Reagan schon etwas heißen!), ist ganz offenkundig ein Präsident von Gnaden der Hochfinanz.

Und deren Interessen werden durchgesetzt, schamlos, rücksichtslos, brutal. Demokratie degeneriert zur Posse. Die Fratze der Diktatur des Kapitals, wie sie schon von dem Philosophen und Ökonomen Karl Marx postuliert wurde – hier tritt sie uns in ihrer häßlichsten Erscheinungsform entgegen. Ungeniert werden Raubkriege geführt. Das billige Pathos, welches von den Kriegern über ihr schändliches Treiben gebreitet wird, kann das eigentliche Ziel kaum bemänteln. Wie ein peinlicher Lumpenmantel voller löchriger Flicker ist es bestenfalls dazu geeignet, den geistig verarmten und ideologisch auf Kurs getrimmten Amerikanern ein wenig Balsam auf die von menschlichen Verlusten gepeinigten Seele zu träufeln. Sonst wohl keinem auf der Welt.

Nun ist es seit dem Ende des Zweiten Weltkriegs in Deutschland Mode geworden, daß alles, was auf der anderen Seite des großen Teiches vorgelebt wird, bedenkenlos nachgeäfft wird. Daß dabei eine ganze politische Kultur mitsamt dem sie begleitenden Wertekanon zu Grabe getragen wird, gerät immer mehr aus dem Blickfeld des nominellen Souveräns. Der deutsche Michel wird von seinen Willensvollstreckern mehr und mehr in die Unmündigkeit abgedrängt. Schon die Verweigerung des Plebiszites ist eine deutliche Einschätzung, welche Macht dem „großen Lummel“ zubilligen sei. Von daher ist es zwar bedauerlich, aber kaum verwunderlich, daß die jüngste Saubermann-Initiative im deutschen Parlamentswesen nicht so sehr auf den Unwillen eines seiner Rechte beschnittenen Volkes zurückgeht, sondern vielmehr einer bloßen, erbärmlichen und jämmerlichen Neiddiskussion entstammt. Das Land steuert auf eine Staatspleite zu, die unvermögenden Bürger verlieren ihren Broterwerb und müssen ihre

Gürtel drastisch enger schnallen – und jetzt beginnt das große Greinen. Die Arbeitslosen dürfen nicht arbeiten – bekommen aber naturgemäß für ihr erzwungenes Nichtstun keine Fuseratze mehr. Ihre Volksvertreter, die angehalten sind, mit ihrer Politik diese beklagenswerten Zustände zu ändern, müssen oftmals nicht arbeiten, bekommen dafür aber die Taschen für genau diese ihre Untätigkeit so voll gestopft, daß der Skandal zum Himmel stinkt. Die Arroganz, mit der viele Abgeordnete ihr unehrliches und raffgieriges Treiben begleiten, ist wahrhaft unerträglich. Doch dieses ekelhafte Auftreten ist nicht der entscheidende Punkt. Was alarmieren sollte, ist der hinter den Vorgängen steckende Lobbyismus. Denn glaubt denn hier irgend jemand allen Ernstes, daß diese Leute wirklich fürs Nichtstun bezahlt werden? Gibt es tatsächlich noch soviel Naivität? Kein Aas zahlt für nichts! Und schon gar nicht in diesen Zeiten!

Diese Leute werden fürstlich entlohnt, weil sie in den Parlamenten die Interessen dieser gutzahlenden Hintermänner vertreten. Tun sie nicht? Aber, aber – wer wird denn so blauäugig sein! Natürlich tun sie das. Und das ganz offiziell! Denn neben ihrer Abgeordnetentätigkeit sind sie bei ihren beim Bundestagspräsidenten ganz ordentlich angemeldeten Nebenbeschäftigungen Mitglieder von Aufsichtsräten, Vorsitzende diverser Kuratorien und Gesellschaften, haben Beraterverträge in der Tasche. Das leppert sich. So zwölf, dreizehn Nebenjobs... natürlich kann man nicht auf jeder Vorstandssitzung präsent sein. Es langt ja auch durchaus, daß man sein politisches Gewicht dann ausspielt, wenn es gefordert ist. Für die Zahlenden, gegen die Bevölkerung, wenn's not tut.

Michel schüttelt traurig den Kopf. Beahlt er seine Volksvertreter denn nicht auch sehr anständig, und zwar aus seinem Steueraufkommen, damit es den Abgeordneten gut ergehe auf Erden? Und sind das nicht auch Summen, die Otto Normalverbraucher schwitzen lassen? Und die unzähligen anderen Vergünstigungen rund um die Abgeordnetentätigkeiten, auch gespeist aus dem Steuertopf? Nein, das reicht nicht. Das ist doch selbstverständlich. Das steht ihnen doch zu. Das lohnt nicht einmal die Verschwendung eines Gedanken. Wenn sich dann noch die Möglichkeit auftut, ein paar Kröten nebenbei zu machen, da läßt man doch nichts anbrennen! Täte man das, wäre man dann soweit gekommen in seinem Leben? Nein, die Biographie dieser Leute geht mit ihren Charakteren Hand in Hand.

Sie sind Produkte unserer Zeit, der von ihr geprägten Ellbogenmentalität. Sie sind ein Spiegel unserer Gesellschaft. Insofern kann man mit Fug und Recht sagen: Jedes Volk hat die Abgeordneten, die es verdient. Das hört sich bitter an. Es ist bitter. Es ist zum Heulen! Moralische Verkommenheit durchsetzt eine ganze Gesellschaft wie ein Geschwür. Von oben nach unten und retour. Wir haben einen Altbundeskanzler, der sein persönliches Ehrenwort bezüglich einiger gravierender Ungereimtheiten über allgemeinverbindliche Normen stellt und einen ganzen Rechtsstaat ungestraft desavouiert.

Eine Ebene tiefer setzt sich der freche Filz ungeniert fort, von dort durchseucht er die Mentalität eines ganzen Volkes. Entsolidarisierung der Gesellschaft heißt das entsprechende Schlagwort. Jeder sieht zu, daß er noch auf irgendeinem Dampfer oder Seelenverkäufer anheuern kann, versucht, wenn ihm dieses Glück zuteil geworden ist, dort noch eine lukrative Position zu besetzen, jeder für sich – Gott für uns alle! „Frage nicht, was Dein Land für Dich tun kann, frage, was Du für Dein Land tun kannst!“ Dieser patriotische Aufruf des Präsidenten Kennedy, der noch für Kompetenz im Weißen Hause stand, verschimmelt seit langem schon in den muffigen Kellern der Geschichte. Es ist sinnlos, über die Gegebenheiten zu jammern! Denn sie sind zutiefst in der menschlichen Natur verwurzelt. Aber vieles, was dieser Natur zueigen ist, ist dem menschlichen Zusammenleben

nicht eben förderlich. Diese negativen Verhaltensmuster müssen restriktiv behandelt, ja geahndet werden, sonst geht die Welt aus den Fugen. Das ist der Sinn dieses Artikels! Finger rauf, auf die Lumperei! Fort mit den Raffkes aus Ämtern, für die sie sich aufgrund ihrer bezeugten Haltung disqualifiziert haben! Sie haben dort nichts zu suchen. Nur, wenn die Repräsentanten des Volkes einwandfreie moralische Werte etablieren und vorleben, wenn sie Eckwerte schaffen, die gerade ihnen unverletzlich sind, dann kann man dem Volke bis hinunter zum Arbeitslosen ebensolche Geradlinigkeit und Aufrichtigkeit abverlangen. Dann – und nur dann hat die Bekämpfung von Steuerunredlichkeit, Schwarzarbeit, Sozialbetrug, Ausbeutung und Asozialität eine Chance. Nur dann sind die permanent zunehmende Unfreundlichkeit, das Mißtrauen, das Selbstsüchtige, Ichbezogene und das Mißgünstige aus dem täglichen Umgang der Menschen miteinander zu verbannen, um es durch ein neues Wir-Gefühl zu ersetzen.

Deshalb spuckt der Landbote angewidert aus, sowohl vor diesen ehrvergessenen Mandatslumpen einerseits, als auch vor dem doofen Michel, der sich diese Strolche vor die Nase setzen läßt, statt sie in die Wüste zu jagen.

San Francisco am Atlantik

B. St. Fjollfross

Der in Brandenburg an der Havel erscheinende „Preußenspiegel“ brachte es an den Tag: Auch Städte haben ab und an eine Luftveränderung nötig. Mit Sack und Pack zog die Stadt San Francisco um - und zwar von der Pazifik- an die Atlantikküste! Kein ganz billiges Unternehmen. Augenscheinlich wurde es vom nicht weit entfernt residierenden mutmaßlich reichsten Mann der Welt finanziert. Dankbar benannten dann wohl die Bürger Friscos ihr Wahrzeichen, die Golden-Gate-Bridge (Goldenes-Tor-Brücke) in Golden-Gates-Bridge um, welches wir mit Goldener-Gates-Brücke übersetzen dürfen.

Ein regionales Werbeblatt setzt zum großen Sprung in die weite Welt an. Wir gratulieren und hoffen, man schließt sich unseren Glückwünschen an.



Sue-Melinas trendy Handy

Don Miquela Barbagría

Sue-Melina ist 13 Jahre alt. Sie verkörpert den Durchschnitt ihrer Altersgenossinnen geradezu ideal. Ihre Mutti ist nicht gerade die Hellste, was man schon vage aus der Namensgebung für ihre Tochter schlußfolgern kann. Und Sue-Melina selbst ist auch kein Geisteslicht. Sie ist halt ganz normal, macht jede Mode mit und eine ihrer gewichtigsten Sorgen ist, einen neuen Trend auch nur um Tage zu verpassen. Die entsprechenden Kommentare von ihren „Freundinnen“ wären ja dann wohl tödlich. Ein „Arschgeweih“ mußte es sein und ein japanisches Schriftzeichen als Tattoo auf dem Oberarm, von dem sie keinen blassen Schimmer hat, was es bedeutet

und jede Menge „Piercing“ unter den schrillen Markenklamotten. Das alles mußte hip sein und total cool und abgefahren. Vor allem aber durfte ihr Hirn, wo vorhanden, nicht über Erbsengröße anschwellen. Grips, Wissen, Kultur – igitt, wie peinlich. Da wäre sie dann ja völlig weg vom Fenster. Steve-Dominik würde sie nicht mal mehr mit seinem süßen kleinen Knackarsch anschauen, wo sie doch so unsterblich verliebt in ihn ist. Am Ende würde der dann noch mit Mandy gehen, das wäre ihr sicherer Tod! Verdammte Schlampe, die! Und so, wie eine Dame ohne Handtasche früher nackt war, so ist es Sue-Melina ohne ihr Handy heute. Ihr Handy ist das Wichtigste, das Unentbehrlichste, das Lebensnotwendigste in ihrem ansonsten beinahe sinnfreien Leben. Vergaße sie es einmal zu Hause auf der Kommode, sie würde im Augenblick des Entdeckens des Mißgeschicks wahrscheinlich Erstickungsanfälle erleiden, kitzeblau anlaufen und schnurstracks in Panik verfallen.

Denn dann wäre sie einsam gestrandet im Ozean des Schweigens. Ihre „Freundinnen“ können sie nicht mehr erreichen – lebenswichtige Informationen erführen eine unverzeihliche Verzögerung, sie könnte ihren Mädchentratsch nicht mehr in die Welt hinaussimsen, wo die doch nur und einzig auf ihre, Sue-Melinas Kommentare zum Tagesgeschehen wartet. Eine Epoche verfiel dem Chaos. Und die Netzbetreiber? Die Hersteller von Mobiltelefonen? Jubeln und Jauchzen! Denn Sue-Melina ist süchtig! Süchtig nach einer legalen Droge, der Droge des pausenlosen Sabbelns von Nichtigkeiten und sie, die Netzbetreiber, sind legale Dealer. Und dabei sind sie noch viel besser dran als ihre illegalen Kollegen aus dem Drogenmilieu. Sie können Sue-Melina zwei Jahre und länger vertraglich an sich binden – die Kohle ist absolut sicher! Das Sahnehäubchen bei diesem Geschäft ist aber, daß die Netzbetreiber Rechnungen ausstellen, die in so einem zeitlichen Abstand vom Drogenkonsum des Quasselns zugehen, daß bei primitiven Hirnen, wie dem Sue-Melinas, während des Gequatsches gar kein assoziativer Bezug zur Bezahlung des Ganzen entsteht. Kauft sie Hasch oder Alcopops, so muß sie ein bares Pfund aus der Hand geben! Das tut weh. Dieses Pfund müßte sie Oma aus der Haushaltskasse klauen, sie liebt ihre Großmutter, die Tat fiele ihr weiß Gott nicht leicht.

Das Pfund geht vor ihren Augen dahin – der Drogendealer schreibt keine Rechnung aus, er akzeptiert nur Bares. Nicht so beim Mobiltelefonieren. Kein Gedanke an das Geld, das man augenblicks in den Äther sabbelt. Es ist so herrlich entspannend. Na gut, einmal im Monat kommt ein schwarzer Tag, wenn die Rechnung ins Haus flattert, für 800 SMS und 450 Gespräche. „Mann oh! Scheiße, Mann, eh! So’n Haufen Knete für das bißchen Gequatsche, ist ja echt kraß, eh!“ Na, Sue-Melina, Oma wird’s schon richten. Mutti wird ein bißchen schimpfen, aber da verdrehst du die Augen, schmolst ein bißchen vor dich hin, keifst Mutti an, daß sie sich mal nicht so spießig haben soll, schließlich war das alles ja total super wichtig, wenn du Sandy erklären mußt, wie Marc mit Jenny letzte Woche...“ Hier ging es um die nackte Existenz!

Hier wurde ein Überlebenskampf geführt und Mutti mit ihrem Gestöhne will anscheinend, daß du ihn verlierst! Nur, weil sie für Deine Rechnung fast eine Woche arbeiten mußte... Soll sich bloß nicht so auf touren, nicht wahr, Sue-Baby? Laß Dir das nicht gefallen! Kämpfe! Telekom, Vodafone und E Plus mögen mit dir sein! Und sie sind es. Denn für sie bist du überlebenswichtig. Du, deine „Freundinnen“, eure ganze kleinen, existentiellen Problemchen und eure ganze gigantische Dummheit. Nur wenn die Narren zu Markte gehen, lösen die Krämer viel Geldes, wußten schon die Alten. Aber die Alten sind nicht dein Thema, kleine hohlköpfige Sue-Melina: Was gehen dich die Gruftis an? Und die, die schon lange unter der Erde liegen, sind ja nun wirklich total out! Daß Marc die Verabredung mit Jenny platzen ließ, weil er mit seinen Kumpels abhängen mußte, unter denen sich komischerweise

auch die doofe Julia aus der Nachbarklasse befand, na die, die so blöde Pumps trägt, wie du sie auch gern hättest, aber Mutti dir wegen der hohen Sabbelrechnung nicht kaufen kann, die blöde Julia also, die immer so 'ne beknackten Pusch-up-BHs umschnürt, obwohl sie doch noch gar nichts hat, die blöde Zicke, das ist ein Thema, das ist wichtig, das ist aktuell! Das finden die Netzbetreiber auch und deshalb darfst du auch immer auf ein gut funktionierendes Netz rechnen. Das bißchen Geld wird es dir dann an dem total beknackten Monatsletzten schon wert sein. Das muß es einfach, Sue-Melina! Denn sonst geht wirklich das letzte Licht aus. Deines nämlich!

Süchtig – Protokoll einer Hilflosigkeit

Eine Reportage des WDR

B. St. Fjöllfross

Frau Braun hatte unendlich viel Geduld: vierzehn Jahre lang begleitete sie ein Hamburger Mädchen auf dem Weg in die Hölle. In eine selbstverschuldete Hölle. Selbstverschuldet? Nun, vielleicht ist dies das Hauptproblem, dem wir uns in diesem Beitrag anzunähern versuchen sollten. Allen klerikalen Märchenerzählern zum Trotz: Die Hölle entsteht zunächst einmal in uns selbst, ehe sie sich eventuell verselbständigt und zu einer Hölle wird, die uns umgibt. Die Hölle dieses Mädchens Tanja war der Drogenmißbrauch. Heroin und Kokain, Alkohol und Tabak in rauen Mengen – das machte andere reich und sie kaputt. Einen fürchterlichen Tod hatte sie gehabt – im Oktober 2003. Dahinvegetiert nach einem Sauerstoffmangelsyndrom im Kopf, von AIDS geschwächt, auf einer Intensivstation hörte ihr 29-jähriges Herz auf zu schlagen. Das systematisch und über mehr als anderthalb Jahrzehnte in ihren Körper gepumpte Gift hatte ihre inneren Organe ruiniert, ihren Kreislauf überstrapaziert. Am Ende war sie, die eine blendend schöne Frau hätte sein können, ein Wrack.

Frau Braun begegnet Tanja, als diese, gerade mal dreizehn Jahre alt, schon an der Nadel hängt. Das Gesicht eines Mädchens, jung, frisch, von ungebändigtem Charme lächelt in die Kamera. Wir müssen sehr vorsichtig sein, um nicht in verbotene Subjektivität abzugleiten: Berührt uns das Schicksal dieser einen Drogenabhängigen, weil sie das Gesicht einer Prinzessin hatte? Würden uns vom Aussehen her benachteiligte Mitmenschen weniger berühren? Ist es der alte Totentanzmythos vom Tod und der Jungfrau, der hier unterschwellig aufbegehrt? Ist es gar der Archetypus des Gefallenen Engels? Ist es alles zusammen?

Schwer zu sagen. Aber Vorsicht ist angebracht. Es geht um die Vita dieses Menschen, dieses eine und unwiederholbare Leben, die verpaßten Chancen, die Ohnmacht aller Beteiligten. Wir erleben eine grauenhafte Chronik des Verfalls, in deren Mitte die Protagonistin schon mal bekennt, daß ihr aus dem Spiegel ein Zombie entgegenschau. Und recht hatte sie. Dem Oberkiefer des schmal gewordenen Gesichtes fielen die Frontzähne heraus, ein verfallener Incisivus hielt einsam die Stellung. Sie hebt den Rock, um die Einstichstellen am Oberschenkel zu zeigen: eine junge Anfangszwanzigerin hat irgendwo fünf Jahrzehnte verloren – das ist das Gesicht und der Körper einer alten Frau! Wir sind erschüttert, bis ins Mark getroffen. Es ist nicht so, daß sie gottverlassen ist auf dieser Welt. Die Mutter hält noch immer zu ihr, gleichwohl geplagt von einer eigenen gescheiterten Beziehung und der Trunksucht, es gibt einige Männer, manche augenscheinlich guten Willens, aber keiner stark genug, die Seele des Mädchens mit Leben zu füllen. Das aber ist es, was sie am meisten sucht: Leben. Was sie findet, ist etwas, was für ein paar Minuten so aussieht wie Glück, und für das sie einen enormen

Preis bezahlt – physisch und finanziell. Behandelnde Ärzte werden während der Reportage vorgestellt. Sie versuchen ihr Bestes, bieten eine Polamidon-Substituierungstherapie an. Vergebens. Das Mädchen kokst weiter. Wer gibt einer jungen Frau ohne Schulabschluß, dafür aber mit einer Drogenkarriere einen Job, mit dem sie sich wenigstens ein paar Träume erfüllen könnte? Niemand. Was bleibt? Der Strich, das Milieu, und wenn die Reize des Körpers verblüht sind, was unter dem Einfluß der Gifte rasend schnell vonstatten geht, dann bleibt nur noch die Gosse!

Woran also lag es? Warum konnte Tanja kein normales Mädchen, keine normale Frau werden, wie Hunderttausende andere auch? Das verkrachte Elternhaus? Die insuffiziente Mutter? Das Umfeld? Die mangelnde Hilfe seitens der Behörden, über die sich die weinende Mutter am Schluß beklagt? Wenigstens letzteres ist Unsinn. Die Mutter in ihrem Schmerz bedarf eines Sündenbockes. Schon klar. Aber wie hätte eine Hilfe über die Gebotene hinaus aussehen können? Zweimal war Tanja im Gefängnis. Dort war sie drogenfrei. Welcher Dämon fuhr in sie, am Tage der Entlassungen freudestrahlend zu verkünden, daß sie sich als erstes wieder einen Schuß setzen wolle? Nach Monaten der Abstinenz! Tja, also, viele Kriterien werden hier zusammengespielt haben. Aber die Hauptursache des desaströsen Weges sehen wir in Tanja selbst. Sie muß schon lange vor dem Ausfall ihrer Zähne ein sehr gestörtes Verhältnis zu sich selbst gehabt haben. Leben, das wollte sie. Aber, wie wir seit Goethe wissen: „Nur der verdient sich Freiheit wie das Leben, der täglich sie erobern muß!“ Davon wußte Tanja nichts. Selbstdisziplin, harte Arbeit, um sich einem gesteckten Ziel zu nähern, waren ihr völlig fremd.

Sie lebte ihrem Vergnügen und in den Tag hinein. Diese Haltung ließ sie jeden Anschluß verpassen. Am Ende stellte ihr das Leben eine unbarmherzige Quittung aus – und vorbei war's mit dem Vergnügen. Der Preis war grauenvoll. Und immer wieder bewegt uns die Frage: Wäre dem Mädchen zu helfen gewesen? Hatte irgendwer zu irgendeinem Zeitpunkt auch nur den Hauch einer Chance? Hätte man mehr für sie tun können? Wir glauben nicht, daß es so ist. Was getan werden konnte, wurde getan. Von anderen, vielleicht auch von ihr. Die Mutter hielt zu ihr, Mütter tun so etwas mitunter. Und Tanja selbst? Außenstehende können leicht sagen: Sie hätte doch einfach nur... Wer weiß denn wirklich, wie es aussieht in so einem Menschen, was die noch können oder nicht mehr können? Wir wollen zu ihren Gunsten annehmen, sie habe ihr Bestes versucht. Am Ende standen Schmerzen, Verfall und Resignation. Am Ende stand der Tod, der große Erlöser. Und vor diesem relativiert sich alles, alles Gewesene. Am Grabe ist alles egal, denn es ist nichts mehr zu ändern.

Man ist geneigt, im Angesicht dieses erschütternden Lebensweges an der Schöpfung zu zweifeln. Aber das wäre ungerecht. Und es wäre falsch! „Eritis sicut Dii, scientes bonum et malum“, sagte einst die kluge Schlange zu unser aller Urmutter Eva. Das bedeutet: „Ihr werdet sein wie Gott und wissen, was gut und böse ist.“ Somit ist uns die Entscheidung anheimgegeben, wie wir auf die Herausforderungen des Lebens antworten wollen. Wir können uns oft nicht aussuchen, ob wir in Reichtum oder Armut leben. Aber wir können, wenn wir das wollen, den Dingen widerstehen, die uns das Leben noch saurer machen, wenn wir uns nur selbst etwas wert sein wollten – egal wer oder was dawider spricht; wenn wir uns bemühen, unser Leben selbst mit Schönerem anzufüllen, anstatt auf andere zu vertrauen oder gar den Kopf mit Produkten aus Biologie und Chemie zu betrügen. Das kurze Leben dieses gefallenen Engels, der vor der Zeit verwelkte, sollte eine Warnung sein. Als solches interpretierte man auch seinen Sinn, als er als wertvolles und preisgekröntes Lehrmaterial klassifiziert wurde. Doch die Mahnung wird verhallen, wie die Botschaft der Holzkreuze, die zu Tausenden die deutschen Straßen säumen. Sie wird verhallen wie die Botschaft dieses

Artikels, der sich mit seiner Aussage der Reportage anschließt. Immer wieder werden sich Menschen für den bequemen, unmerklich sanft abfallenden Weg entscheiden, der geradewegs in das Inferno führt. Sie werden sich gegen Anstrengung, Selbstdisziplin und Verantwortung für sich und andere entscheiden, weil diese Werte durch harte und beständige Arbeit, durch Verzicht und Selbstüberwindung errungen und behauptet werden wollen. Und so werden wir weiterhin Zeuge solcher Tragödien sein müssen – wieder und wieder.

Tanja äußerte oft den Wunsch zu sterben. Der Tod erschien ihr sympathischer als ihr Leben. Das klang authentisch. Aber in diesem Augenblick, in dem Moment, in dem man das Leben abzulehnen beginnt, setzt der eigentliche Sterbeprozess ein. Die Gifte, die Drogen, waren nur noch Beiwerk.

Es ist schade um sie.

Verbrecherischer Menschenhandel

Don Miquel Barbargria

Jeden Abend, pünktlich um halb Acht Uhr, begann die Aktuelle Kamera, die offizielle Nachrichtensendung des Fernsehens der DDR, das Volk mit Neuigkeiten und Agitation zu versorgen. Eigentlich verkündeten Angelika Unterlauf, Klaus Feldmann und ihre Kollegen nur Propaganda. Wo diese nicht offen zutage trat, da gab sie zumindest den Rahmen für die Berichterstattung vor.

Es war immer dasselbe: Die friedliebenden Völker scharten sich unablässig um die ihnen voranschreitende Sowjetunion, die Imperialisten heckten unentwegt finstere Pläne aus, um die Menschheit zu knechten und verloren nur ab und an ihre böse Fratze, wenn sie dem K.u.K. Generalsekretär der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands, Vorsitzenden des Politbüros des ZK der SED und Vorsitzenden des Nationalen Verteidigungsrats der DDR, Gen. Erich Honecker, so mal zwischen durch die Ehrendoktorwürde verliehen, wie seinerzeit anlässlich eines Tokio-Besuches des besagten Dachdeckers und Gestapo-Kalfaktors Honecker aus Neunkirchen/Saar.

Nach den Auslandsnachrichten und der Hofberichterstattung ging man routinemäßig zu den Erfolgsmeldungen aus dem Inland über und leierte endlose Grußadressen aus allen Teilen der werktätigen Bevölkerung an der Genossen Honecker herunter, in denen immer wieder neue Übererfüllungen des Fünfjahrplanes beschworen wurden. Dreißig Minuten hohles Geseiere – für jeden Schlaflosen war diese halbe Stunde besser als das hochpotente Schlafmittel Rudotel. Nur ab und an merkte man auf: Was war das eben? Ah, ja – „die Volkspolizei konnte in Zusammenarbeit mit den Sicherheitsorganen den Georg K. aus Westberlin dingfest machen, der sich im Auftrag einer kriminellen Menschenhändlerbande schwer gegen die Gesetze der Deutschen Demokratischen Republik vergangen hat. Ihm droht nun eine mehrjährige Zuchthausstrafe.“ „Verbrecherischer Menschenhandel“, „kriminelle Menschenhändlerbande“ – was für Vokabeln! Die Betonung liegt auf „verbrecherisch“, „kriminell“. Denn was die DDR-Oberen seit vielen Jahren trieben, nämlich ihre angeblich nicht existierenden politischen Gefangenen gegen Westmark in die Bundesrepublik Deutschland zu entlassen – das war natürlich keineswegs verbrecherisch! Wie auch? So etwas gab es in der Lesart der DDR-Propaganda auch gar nicht. Jedenfalls nicht auf dem Schreibtisch von Angelika Unterlauf. Georg K. hatte den Republikfluchtwilligen Heiner Z. und dessen Verlobte Yvonne P., beide aus Michendorf bei Potsdam, im Kofferraum seines Opel-Kapitäns versteckt.

Eigentlich war es geplant, die beiden auf dem Westberliner Rasthof Dreilinden heraus und in die Freiheit zu entlassen. Doch die Stasi machte dem Trio einen Strich durch die Rechnung. Eigentlich hätte es kurios anmuten sollen, daß das Brautpaar aus dem Hort der sozialen Sicherheit und des Friedens zu den verfaulenden und untergehenden Kapitalisten entfleuchen wollte. Normal wäre doch gewesen, daß Orje K. finstere Agenten durch den antifaschistischen Schutzwall zum Zwecke der Sabotage ins Arbeiter- und Bauern-Paradies einzuschleppen versucht. Dieser Widerspruch aber wurde weder von der spröden Angelika verlesen, noch gab es über den wahren Sachverhalt bei der andächtig lauschenden Bevölkerung irgendeinen Zweifel. Keiner sagte was, alle wußten Bescheid! Herrlich war's! Also, dem Menschenhändler K. wurde vor dem ersten Strafsenat des Stadtbezirks Lichtenberg der Prozeß gemacht. „Menschenhändler, Menschenhändler...“ Das lehnt sich begrifflich irgendwie so ganz leise und aalglatt an den antiken Berufsstand des Sklavenhändlers an. Ein Mensch als Ware – pfui Teufel!

Historisch gesehen gehörte diese Perfidie in die vom Sozialismus für alle Zeiten überwunden geglaubten Epochen der antiken Sklavenhalterordnung und der feudalen Leibeigenenwirtschaft. Nur die abgeschmackten Imperialisten konnten sich, aller wohlstandsbürgerlichen Fassade zum Trotz, nicht so recht von diesem moralischen Kardinalübel trennen. Wie auch? Waren Menschen in den kapitalistischen Gesellschaftsordnungen doch nie etwas anderes als austauschbare Produktivkräfte, die es auszubeuten und hernach wegzuerwerfen galt. Als 1949 die Arbeitersonne über Mitteldeutschland aufging, da war ein für alle Mal Schluß mit diesem Spuk! Wirklich? Nee, meine Lieben – da fing er erst an!

Von den neuen, Moskautreuen Machthabern, die mit schwarz-rot-goldener Kehle Demokratie trällerten, aber der Maxime des Genossen Ulbricht folgend, vom ersten Augenblick alles fest in der Hand behalten wollten, waren nicht allzu viele Deutsche zwischen Elbe und Oder zu begeistern. Repressive Unterdrückung, Mangelwirtschaft, Normentreiberei, Zwangskollektivierung, endlose Phrasendrescherei, die immer wieder auf kommende goldene Zeiten verwies, während die Gegenwart immer erbärmlicher wurde, Denunziation und Bspitzelung wie in den zwölf habtun braunen Jahren zuvor und ein paar Groschen wertlosen Geldes im Portemonnaie – das war nur für die Hundertprozentigen verlockend. Der Rest fluchte, entdeckte einen bequemen Opportunismus für sich oder verkroch sich auf seine Schrebergärten. Ein paar aber versuchten, nach dem Mauerbau mit Leuten wie Orje K. die ausgeklügelten Sperren des antifaschistischen Schutzwalls zu überwinden. Raus, nur raus aus diesem verlogenen Land!

Den Kommunisten vorher noch sagen, daß man die Schnauze gestrichen voll hatte von ihrem drögen Menschheitserlösungsgefesal? Das bedeutete zwangsläufig Kittchen. Staatsgefährdende Hetze im Dienst des Klassenfeinds... Wer beim Fluchtversuch erwischt wurde, landete ebenfalls hinter Gittern. Da war es also besser, man hielt das Maul und versuchte ohne Ankündigung zu entweichen. Hatte man sich vorher zu weit aus dem Fenster gelehnt, so konnte man gewiß sein, bereits eine Nummer beim Staatssicherheitsdienst zu besitzen und somit besonderer Aufmerksamkeit und Fürsorge teilhaftig zu werden. Dann war an Flucht überhaupt nicht mehr zu denken. Nun ja. Heiner und Yvonne hatten sich also auf dem Transitparkplatz Michendorf etwas zu prasslig angestellt. Über ihren Dilettantismus konnten sie jetzt getrennt nachdenken – Heiner in Bautzen II, Yvonne in Hoheneck. Orje brummte derweil in Brandenburg-Görden. Doch Georg K.s Aktion war auch im Westen nicht unbemerkt geblieben. Quasi als Rückversicherung für seine Heldentat hatte Georg K. veranlaßt, daß man seinen und die Namen seiner illegalen Passagiere der Bundeserfassungsstelle übermittelte, die bekannte Fälle staatlichen Unrechts

in der Zone archivierte. Das hatte zur Folge, daß diese Namen bei einem der vielen offiziellen und inoffiziellen Gespräche zwischen den staatlichen Unterhändlern Ost- und Westdeutschlands auf den Tisch kamen. Die Bundesrepublik hätte diese Freiheitsliebenden gerne aus den ostdeutschen Zuchthäusern herausgeholt. Da traf es sich gut, daß die DDR aufgrund ihrer Mißwirtschaft sehr an Devisen interessiert war. Der feindliche Bruder am Rhein hingegen hatte davon in Hülle und Fülle. Und so kam man ins Geschäft.

Die Sozialisten verhökerten ihre Staatsfeinde gegen D-Mark! Menschenhandel? Zweifelsohne. An diesem Punkte erhebt sich die Frage, ob die Entgegennahme des ersten Couverts mit Barem am Bahnhof Friedrichstraße durch einen Stasi-Major den Zeitpunkt des moralischen Banquerotts der DDR und ihrer staatstragenden Idee markiert. Das kann man getrost verneinen. Ihre Phantastereien betreffs globaler Menschheitslösung hatten die weltweiten Kommunisten schon lange vorher verraten, als sie nämlich die ersten Machtpositionen besetzten. Ab da waren sie ganz gewöhnliche Thronräuber, die von der Menschheitsgeschichte im Dutzend angeboten werden. Schon die stalinistisch geführten Interbrigaden unter Spaniens Himmel waren von verbrecherischen Charakteren und machtgeilen Funktionären durchseucht. Der Rest sind fromme Märchen, geschaffen, um dem Bedürfnis pubertierender Pioniere nach Heldensagen Rechnung zu tragen.

Dieser Bürgerverrassch jedoch, der später mit richtigen Reisebussen organisiert wurde, und die stets klamme Staatskasse der Sowjetzone mit ein paar harten Millionen auffüllte, definiert etwas anderes: Es ist das offen ersichtliche Ende jeder Glaubwürdigkeit einer Idee, die einst unter dem hehren Ziel angetreten war, den Elenden der Welt ein menschenwürdiges Erdendasein zu erkämpfen. In kommunistischer Mißwirtschaft ersaufende Bonzen, die sich bestenfalls an getürkten Erfolgsmeldungen delectieren konnten, griffen nach jedem rettenden Strohalm. Und retten konnte sie nur der Dollar des Klassenfeindes. Der Große Bruder, die unbesiegbare Sowjetunion wollte gleichfalls für ihr Öl und Gas Geld sehen, auf das man beißen konnte, ohne daß es sich verbog.

War es auch ein „verbrecherischer Menschenhandel“? Ja, was denn sonst! So verbrecherisch, wie sich die Staatsschurken verhielten, als sie erfolgreichen Antiquitätenhändlern aberwitzige Steuerhinterziehungsprozesse an den Hals drechselten, damit sich die KoKo des Stasiobersten Schalck-Golodkowski (Kommerzielle Koordinierung – ein Devisen-Wirtschaftsunternehmen des Ministeriums der Staatssicherheit) in den Besitz der armen Teufel setzen konnte. Wo tauchten die beschlagnahmten Güter wieder auf? Na? Na? Natürlich: auf westlichen Kunstauktionen und in westlichen Antiquariaten. Ebenso wurden volkseigene Schätze aus den Schlössern verschelbelt, die nach 1945 von der Arbeiter- und Bauernmacht konfisziert wurden. Und jetzt, da der alte Trödel rarer wurde, besann man sich auf einen nachwachsenden Rohstoff – den menschlichen Staatsfeind!

Wenn dann wirklich mal die Rede auf diese Praktiken kam, die allem sozialistischen Verständnis von Menschenwürde Hohn sprachen, dann waren die Kommunisten um keine Ausrede verlegen. Im Gegenteil. Diese Banditen hätten den Teufel mürbe palavert! Das war so ziemlich das Einzige, was sie meisterhaft beherrschten. Die rote Lesart war die Folgende (natürlich nur unter dem Ladentisch, wir erinnern uns - offiziell gab es ja so etwas nicht!): Da sind ein paar Querulanten und Staatsfeinde die wir(!) auch noch zu unseren Lasten in unseren Strafanstalten beköstigen müssen. Die wollen raus. Und der Westen will dieses Ungeziefer haben und ist sogar bereit, dafür mit einer Währung zu bezahlen, mit der man auf dem Weltmarkt Rohstoffe einhandeln kann. Und wir(!) sind ja ein so rohstoffarmes Land. Das bißchen

Braunkohle... Wir(!) brauchen doch die Rohstoffe, also brauchen wir(!) Devisen. (Warum eigentlich waren die Alu-Chips der DDR-Notenbank nichts wert bei den um den Sozialismus ringenden Völkern der Welt? Ah ja, die Rohstoffquellen waren noch immer in den Händen der Feinde der Menschheit. Und bis zur Weltrevolution mußte man die wohl oder übel in deren Währung bezahlen. Welch ein Jammer. Da schützte einen nicht mal die unverbrüchliche, brüderliche und ewige Freundschaft zur Sowjetunion. Ganz im Gegenteil – diese Bruderliebe gab der Zone noch den Rest!)

Und so wußten die Streiter für den Frieden, die auf der historischen Gewinnerseite im Kampf um die Völkerverständigung und die Zukunft standen, aber auf dem Weltmarkt die Fraktion der Dauerverlierer stellten, auch diesen stinkenden Unrat schön und duftend zu reden. Zumindest vor dem eigenen Publikum, welches aufgrund eines vier Meter hohen antifaschistischen Schutzwalls gar nicht anders konnte, als zuzuhören. Heute, nachdem auch diese Ära für die Ewigkeit in den Äonen der schwindenden Bedeutung versunken ist, heute wird diese Epoche ab und an noch mal aufgewärmt. Für die Zeitgenossen zur Erinnerung – für die Nachwachsenden zur mahnenden Belehrung. Letzteres geht todsicher in die Hose. Die breite Masse ist nun mal nicht bereit, aus Fehlern der Vergangenheit zu lernen.

Was bleibt, ist die fatalistische Bestätigung des spinozistischen Theorems: Recht hat, wer die Macht hat. Solange die Roten am Ruder saßen, war Georg K. aus Westberlin ein verbrecherischer Menschenhändler und die Partei- und Staatsführung der DDR ein liebender Übervater, dem nichts mehr am Herzen lag, als seinen Bürgern ab und an mal brasilianischen Hochlandkaffee, Bananen und für einige Getreue auch mal einen Golf oder 323er Mazda angedeihen zu lassen. Die Macht der Fürsorglichen hat sich erledigt. Orje ist jetzt auch zwischen Kap Arkona und dem Vogtland das, was er im Westen schon immer war – ein vergessener Held, der Leben und Freiheit wagte, um den geknechteten Landsleuten aus der Zone die Flucht zu ermöglichen. Jetzt sind die staatlichen Menschenhändler von damals Verbrecher und fristen den Rest ihrer jämmerlichen Existenz als bemitleidenswerte Rentner, Neu-Ausbeuter oder Wachschrützer.

Die Freigekauften haben sich mittlerweile auf das ganze Bundesgebiet verteilt und werden sich in ihren alpträumbehafteten Nächten oftmals nur eine Frage stellen: „Warum das alles? War es das nun wert?“ Es ist schwer zu sagen, ob es im Entferntesten gerechtfertigt ist, die einmalige und unwiederbringliche Lebenszeit eines Einzelnen gegen das Allgemeinwohl aufzurechnen. Wenn man aber so vermessen sein will, dann erfüllen solche Schicksale eine ähnliche Funktion wie die Aussage des Buches „Das Siebte Kreuz“ der Anna Seghers. Sowohl die Durchgekommenen als auch die Gescheiterten, die später von verlogenen und verkommenen Repräsentanten eines auf Dauer funktionsuntüchtigen Gesellschaftssystems wie Stückgut verschachert wurden, dokumentierten das historische Scheitern der Roten schon zu einem Zeitpunkt, als diese sich noch fest im Sattel wähnten.

Ein Land, dem die Leute zu entfliehen suchen, hat keine moralisch vertretbare Existenzberechtigung. Da die diesen Staat tragenden Funktionäre ihr Dasein nun aber mal ohne Rückversicherung auf diese Utopie ausgerichtet hatten, mußten sie zwangsläufig den Salto rückwärts drehen, bis hinunter zu der ein für alle mal überwunden geglaubten archaischen Ordnung der Sklavenhändler und -halter. War eine Alternative denkbar? Für kurze Zeit nur hätte es möglicherweise eine gegeben. Saschka Dubcek hatte im Prager Frühling versucht, einen progressiven Weg zu beschreiten. „Sozialismus mit menschlichem Antlitz“ nannte er sein Experiment. Dieser Sozialismus hätte seine oppositionellen Landeskinder sicher nicht verschachert, wie ein deutscher Duodezfürst zur Zeit des amerikanischen Unabhängigkeitskrieges. Nur, auch dieser Sozialismus hätte nicht lange existiert. Denn der Mensch

ist nun mal geschaffen danach zu streben, sein Dasein möglichst auf Kosten seiner Mitmenschen bequem zu gestalten. Dieser Drang impliziert ein für alle Mal die Ausbeutung und damit kommen wir nach jeder noch so gut gemeinten Revolution wieder hin zu einer Form des Zusammenlebens, die ein „Oben“ und ein „Unten“ festlegt. Die Russen hatten das erkannt und im Interesse einer Prolongierung des eigenen Überlebens gewaltsam interveniert.

Doch auch ein militärisches Eingreifen kann den Lauf der Dinge nicht aufhalten. Denn die Kommunisten tendierten allen Lippenbekenntnissen und Phrasen zum Trotz von Anfang an in die Richtung des Erhebens Einiger über die breite Masse. Die Nomenklatura richtete sich ein und verschaffte sich Privilegien, die der gemeinen Bevölkerung vorenthalten wurden. Das ist der Anfang vom Ende. Verbrecherischer Menschenhandel in staatlichem Auftrag ist dann das materialisierte Eingeständnis der moralischen wie ökonomischen Insolvenz. Es hilft wenig, elegisch über die Schlechtigkeit dieser Welt und ihrer zweibeinigen Bewohner zu jammern. Besser ist es, Mechanismen zu ersinnen und zu installieren, die dem Sumpf des „Verbrecherischen Menschenhandels“ effektiv das faulige und trübe Wasser abgraben.

Ein Schritt hin zu einer offenen Informationsgesellschaft scheint dabei nicht der verkehrteste Weg zu sein. Wenn es dann noch gelingt, eine kriminelle Menschenhändlerbande namens Politbüro hinter Gitter zu bringen, dann ist das Unrecht der Vergangenheit wenigstens ansatzweise korrigiert worden.

Weihnachtsmannparade in Brandenburg

Jules-Francois Savinien Lemarcou

Haben Sie schon einmal mit einem Drahtesel im Stau gestanden? Nein? Geht doch gar nicht? Na, dann kommen Sie mal zur Weihnachtsmannparade nach Brandenburg an der Havel! Beinahe 60.000 Brandenburger und Gäste der Havelstadt säumten am 11. Dezember 2004 den Weg der nicht ganz einhundert Teilnehmer der 6. Weihnachtsmannparade durch die Alt- und die Neustadt.

Das ist schon bemerkenswert, bedenkt man die winterlichen Temperaturen, das trübe Wetter und den Mordsradau, der leider wenig weihnachtlich von einigen Paradedeilnehmern veranstaltet wurde. Dem Ohr angenehmer klangen da schon die vielen Spielmannszüge, deren weibliche Besetzungen mit ihrer sicher äußerst ansehnlichen, nichtsdestotrotz sehr luftigen Kleiderordnung ein besonderes Zeichen von Heldenmut und Enthusiasmus vortrugen. Wir ziehen den Hut vor soviel tapferem Beharren – dauerte es doch gut zwei Stunden, ehe sich der Zug, nachdem er auf dem Gelände des ehemaligen Rates der Stadt am Nicolaiplatz Aufstellung genommen hatte, in Bewegung setzte. Schlecht zu sagen, ob die Glühweinverkäufer, die das Becherchen zu Wucherpreisen von €1,50 bis gar € 2,- abgaben, die Situation „eiskalt“ ausnutzten. Der Verdacht liegt jedoch so ferne nicht! Dennoch, irgendwann ging es dann los: am Plauer Torturm vorbei in die Ritterstraße, durch die Hauptstraße hindurch und über den – vielleicht nur noch wenigen Brandenburgern bekannten Paradeplatz zwischen Kurstraße und „Kaffeekränzchen“, in die Steinstraße bis zum wichtigen Steintorturm, der das Ende des Zuges markierte.

Es war ein bewegendes Erlebnis mitanzusehen, wie sehr die Zuschauer selbst noch die letzten Teilnehmer bejubelten und ihnen ein freudiges Geleit gaben. Viele ortsansässige Gewerbe und Vereine nutzten die Gelegenheit, sich den

Brandenburgern wieder ins Gedächtnis zu rufen – eine unaufdringliche aber effektive Art der Werbung. Zu loben sind unter anderem die Gestalter des Krugpark-Gefährtes. Liegt auch der Park mit seinem Gehege und seinen botanischen Lehrpfaden etwas abseits des Zentrums, so rückte er auf der Parade mit viel Charme in die Mitte der Aufmerksamkeit. Die Judoka unter Wolfgang Zuckschwerdt stellten sich vor. Ein verglaster Anhänger mit altem Brandenburger Spielzeug zog viele Blicke auf sich, ebenso wie ein alter Mercedes Benz, ein amerikanischer Straßenkreuzer der Marke „Oldsmobile“, eine alte SMH, und viele weitere liebevoll bewahrte Zeugen unserer motorisierten Vergangenheit. Selbst aus der sächsischen Stadt Grimma nahmen freiwillige Feuerwehrleute teil. Es ist schön, daß eine Stadt ihren Ruf über die Landesgrenzen hinaus verbreiten kann, ohne daß man über ein häßliches Loch in ihrem Herzen höhnt.

Besonders hervorheben aber möchten wir eine andere Preciose: Das kleine aber feine Museum „Olle und Dolle Räder“ aus der Kurstraße, über das zu berichten der „Landbote“ bereits die Ehre hatte, war zum wiederholten Male präsent. Es gelang unserer Redaktion, unsere Frau Lektorin Katzenbaum und unseren Ladenschwengel in die Mannschaft um die Brüder Weinreich und Herrn Frank Buchholz einzuschleusen, so daß der „Landbote“ exklusiv und quasi „von innen“ her vom Geschehen zu berichten in der Lage ist. Fünfzehn Fahrradbegeisterte, die im Zug des Museums einige ausgewählte alte Drahtesel dem staunenden Publikum vorführten, wurden von den Zuschauern mit einigem Hallo bedacht. Unbestrittener Publikumsliebbling war der jüngste Sohn des Prinzipals Dirk Weinreich.

Die Tete der Abteilung bildend und ein kleines Lastendreirad lenkend zog der Junior unweigerlich alle Blicke auf sich. Wo er vorbei passierte, hoben sich fast zwangsläufig die Arme der Zuschauer mit ausgestrecktem Zeigefinger und selbst Großeltern, die sich doch sonst oft berufen fühlen, den Enkeln Verhaltensformen der Alten Schule beizubringen, vergaßen diese, und zeigten unverhohlen mit nacktem Finger auf den als kleinen Weihnachtsmann mit Rauschbart verkleideten Velozipedisten. „Wie süüüüß!“ war der unisono formulierte Kommentar. Einen Kommentar ganz anderer Art gab unser eingeschleuster Ladenschwengel Herr Hübner aus seinem Weihnachtsmannkostüm heraus einer Kollegin des Rundfunks Berlin-Brandenburg: Gefragt, welche Eigenschaften ein Weihnachtsmann haben müsse, erklärte Herr Hübner: zunächst einmal wäre die Freigiebigkeit zu nennen, aber auch die Bereitschaft und das Vermögen, kleine Kinder zu verhauen. Das decke sich natürlich nicht mit modernen pädagogischen Erkenntnissen. Aus diesem Grunde trachte er danach, nicht erkannt zu werden.

Die hinterlistigen und böartigen Profis vom RBB strahlten das Interview jedoch noch am selben Abend bundesweit aus. Seitdem ist Herr Hübner, von unserem Mitarbeiter Don Miquela aus Palermo mit einer falschen Identität versehen, auf der Flucht vor fanatischen Organisationen wie „Zartbitter“ und „Wildwasser“. Er trägt eine Sonnenbrille, einen Ulbrichtbart, einen Irokesenschnitt und spricht bevorzugt russisch mit plattdeutschem Akzent. Sollte Herr Hübner aufgefunden werden, bitten wir ihn umgehend der Redaktion des Landboten zuzustellen, da wir nicht wissen, wohin mit seinem Gehaltsscheck... (War'n Scherz – den haben wir längst versoffen!) Doch zurück zu den Pedalrittern der Parade! „Wat dem eenen sin Uul, is dem Annern sin Nachtigal“, sagt der Volksmund. Und so kamen diejenigen Zuschauer in den Genuß, die alten Zweiradraritäten ausgiebig zu bewundern, an deren Standplatz die Parade ins oben erwähnte Stocken kam. Des Öfteren vernahm man fachkundige Kommentare zu dem ein oder anderen Exponat aus der versammelten Menge. Den wackeren Drahteselreitern froren derweil die Zehen ein. Resümierend ist also nichts wünschenswerter, als daß möglichst vielen Besuchern eine Anregung

vermittelt wurde, was in Brandenburg an Sehenswertem außer Dom, Katharinenkirche und Steintorturm einen Besuch wert sei. Wir wollen an dieser Stelle auch nicht versäumen, auf das Heimatmuseum unseres Dr.Kohnke aus der Ritterstraße hinzuweisen. Dieser verdiente Mann ließ sich bei den „Paradisten“ sehen, statt mit der Nomenklatura die Tribüne zu bevölkern. Zumindest aber wurde mit der Weihnachtsmannparade, die den traditionellen Weihnachtsmarkt einläutet, eine weitere Attraktion etabliert, die den Bewohnern Brandenburgs eine Plattform bietet, sich stolz mit ihrer Heimatstadt zu identifizieren, und die von den Gästen der alten Chur- und Hauptstadt gern zum Anlaß genommen wird, mal wieder vorbeizuschauen.

Insofern freuen wir uns schon auf den nächsten Umzug der havelstädtischen Weihnachtsmänner und hoffen, auch dann wieder dabei sein zu dürfen.

Zum Tode des Palästinenserpräsidenten Yassir Arafat

Schlechter Druckepennig

De mortuis nihil nisi bene, über die Toten soll man nichts Nachteiliges reden, so lehrten es uns die alten Römer.

Ich zitiere also eingangs eines Artikels zum Ableben des charismatischen Palästinenserführers die antiken Besatzer des Gelobten Landes, denen wir letztendlich die Vertreibung des jüdischen Volkes, die Diaspora, das unsagbare Leid über zwei Jahrtausende hinweg, den Versuch unserer Ausrottung durch die Mordmaschine der Nazis und den seit 1949 nicht abebben wollenden Kriegszustand mit unseren arabischen Nachbarn verdanken. Welch ein Widersinn! Eine Hochzivilisation, deren unsterblicher Geist noch heute die Kultur des Zusammenlebens im alten Europa prägt und die zum Vorbild des modernen Roms – der Vereinigten Staaten von Amerika – geworden ist, hat dieses unsagbare Elend über uns gebracht, weil wir unter der Führung Bar Kochbars unseren Widerstand gegen die Eingliederung ins Imperium Romanum bekundet haben.

Nach uns besiedelten dann die Plethi das von uns zwangsweise verlassene Land. Wie, Sie können mit dem Begriff Plethi nichts anfangen? Haben Sie denn die Bibel nicht gelesen? Bestand doch die Elitgarde der alten Könige David und Salomo aus den Krethi und Plethi, den Kretern und den Palästinensern. Heute wäre es schlichtweg Wahnsinn, einen Palästinenser zum Bodyguard des israelischen Ministerpräsidenten berufen zu wollen. Das wäre dasselbe, als wollte man die Hamas oder die Hisbollah zum Wachschutz für die Knesset anheuern.

Warum ist das so gekommen? Die Antwort liegt auf der Hand: Zweitausend Jahre sind eine lange Zeit. Diese Zeit hat die Ortsansässigen vergessen lassen, daß einst Andere in ihrem Lande siedelten. Es war auch nicht so wichtig. Die meisten Menschen leben innerhalb ihrer Generation. Es tangieren sie maximal die Geschehnisse der vorigen zwei Generationen und was aus den Enkeln wird, dazu haben sie auch noch einen Bezug. Alles darüber hinaus aber ist für den Alltag völlig irrelevant. Das Besondere an den Juden ist, daß diese nur und aus einem einzigen Grunde überleben konnten: weil sie sich die mehr als fünftausend Jahresringe ihrer Geschichte ins Herzblut geschrieben hatten und das bis heute tun. Mit den paar Juden, die noch in Palästina lebten, vertrug man sich also. Man kam miteinander aus. Jahrhunderte lang. Das änderte sich schlagartig, als die Welt 1949 im Angesicht des uns zugefügten Grauens beschloß, uns das

Land zurückzugeben, aus dem wir zwanzig Jahrhunderte zuvor rausgeflogen waren. Stellen Sie sich vor, im Jahre 3816 u.Z. kämen die Nachfahren der Deutschen auf die Idee, in Ostpreußen aufzutauchen und den dort Ansässigen mitzuteilen, sie hätten ab sofort nichts mehr zu melden, das sei jetzt wieder ihr Land, immerhin hätten ihre Vorfahren dort bis zum Jahre 1945 gelebt und wären völkerrechtswidrig vertrieben worden. Zum Beweis klappen sie ein paar Bücher auf, zeigen auf die Grundmauern deutscher Ordensburgen und auf ein hochgerüstetes Militär, das sie sicherheitshalber gleich mitbringen.

Sie können sich die langen Gesichter der verduztten Leute in zweitausend Jahren vorstellen? Nun, dann wissen Sie also, wie es den Palästinensern zumute war, als die große Flut ins Heilige Land einsetzte. Denn das war exakt ihre Situation. Sie begannen sich zur Wehr zu setzen. Bis heute dauert dieser fürchterliche Krieg an und er fordert Tag für Tag viele unersetzliche Leben. Dabei wurde über das vergangene halbe Jahrhundert soviel aberwitziger Haß angesammelt, gehegt, gepflegt, auf die Nachkommen vererbt, ach was, ihnen eingepfimpft, daß es ein Wunder wäre, wenn sich diese beiden nächstlichen Vettern je wieder die Hand zur Versöhnung reichten.

Die Hauptfigur im Kampf um die Rechte des palästinensischen Volkes war Jassir Arafat. Der Mann hatte Format, das muß man ihm lassen. In seiner Jugend ein kluger Kopf und fähiger Organisator, ein Mann von Ausstrahlung und Durchsetzungsvermögen und ein überaus tapferer Kämpfer. Das Alter ließ ihn augenscheinlich zu einem etwas gesetzteren Politiker reifen. Ich sage augenscheinlich. Denn es ist ein offenes Geheimnis, daß Arafat hinter dem sanften Vorhang von Friedfertigkeit und dem Willen zur Aussöhnung und Verständigung noch immer seine Assassinen auf den Weg sandte, deren Untaten er dann pflichtschuldiger für die Ohren der Weltöffentlichkeit verdammt. Mag sein, daß er beim Anblick zeretzter Juden wirklich etwas verstimmt war. Das aber hatte nur einen Grund: Er wußte, daß den Opfern die Sympathie sicher ist und jede antijüdische Bombe seiner Sache Schaden zufügt. Die Palästinenser dürfen getrost als die Erfinder modernen Massenterrorismus gelten. Wieviele Flugzeugentführungen, Bombenattentate, Schußwechsel und Ermordungen, wieviel Fanatismus geht nicht auf deren Konto! Zugegeben: Viele andere Möglichkeiten hatten sie nicht, ihren Unmut über das ihnen angetane Unrecht zum Ausdruck zu bringen.

Selbst in ihrer, in der arabischen Welt, sind die Palästinenser seit jeher etwa so beliebt, wie die Zigeuner bei den Europäern. Zu bieten haben sie nichts, sie sind bettelarm. Daß von ihren Küsten einst durch kulturbringende phönizische Seefahrer und Händler das Mittelmeer beherrscht wurde, ist heute uninteressant. Wenn man ihnen den kleinen Finger reicht, so greifen sie rasch nach der ganzen Hand, dem Arm, dem Leib und versuchen alsbald, den helfenden Freund über Bord zu ziehen. Man frage König Hussein von Jordanien, wie ihm seine Gastfreundschaft gedankt wurde, man frage die Libanesen. Das einzige, wozu sie den arabischen Brüdern lieb, wert und teuer sind, ist ihre Rolle als Vorhut gegen die verdammt zionistischen Vettern. Dafür sind sie nicht mit Gold zu aufzuwiegen! Während nämlich die saudischen Prinzen ihr Geld beim Großen Satan in den U.S.A. anlegen und arbeiten lassen, verbluten die Palästinenser auf den Straßen, verhungern in den Flüchtlingslagern, verkommen in Elend und Dreck, Dummheit und Fanatismus. Zum Märtyrertod sind sie gut genug – jedem Palästinenser seinen Sprengstoffgürtel! Und der blinde Fanatismus wird ihnen ja eh schon in die Wiege gelegt. Sie saugen ihn quasi mit der Muttermilch auf. Und der Rest der Welt? Auch dem wäre der Wahnsinn, den arrogante und ignorante Briten in ihrem Kolonialwahn in dieser Region vor fünfzig Jahren initiiert haben, scheißegal. Wenn das ganze Pulverfaß dort unten bloß nicht so hochexplosiv wäre... Und so müssen sie sich notgedrungen engagieren. Die

Amerikaner, weil ihre Präsidenten wiedergewählt werden wollen und das nun mal ohne die amerikanischen Juden unmöglich ist, weil das arabische Öl in der Nähe ist und ein treuer und loyaler Freund mit einer Atombombe in der Schublade ein guter Garant für das Weitersprudeln ebenjener Ölquellen ist, und die Europäer, weil sie sich irgendwie ein bißchen verantwortlich fühlen. Und so gibt die Europäische Union vor allem Geld, Geld und nochmals Geld. Da, kauft euch einen Lutscher, geht mal ins Kino! Leute, die einkaufen gehen, basteln keine Bomben – so denken sie, die europäischen Gutmenschen, und so handeln sie.

Doch das Geld kommt nimmer an. Entweder es verwandelt sich gleich in Waffen, Sprengstoff und Munition oder aber der Onkel Arafat bunkert es auf persönlichen Konten in aller Welt. 300 Millionen US-Dollar sollen es zum Schluß gewesen sein – gesponsert von den Europäern. Hurra! Das sollte ausreichen, seine Legende vom Vater aller Palästinenser zu demontieren. Ein korrupter Greis ist er geworden, ein Dieb, dem Allah wahrscheinlich als erstes eine runterhauen wird für diese Unterschlagung. Von Mohammed sollte es die nächste Schelle geben, aber das ist nicht unsere Sache! Doch leider ist es den Menschen immanent, nur das zu sehen, was sie sehen wollen. Und da sie so arm sind und gar nichts haben, so ist das einzige, was ihnen bleibt, eben jenes Heldenbild ihres Führers. Nehmt es ihnen und sie verfallen entweder in tödliche Lethargie oder aber werden zu einem Kamikaze-Volk, das in seinem Irrsinn, geboren aus aberwitziger Qual, die ganze Welt in die Luft jagt.

Ich habe Arafat nie gemocht, aber eine gewisse Achtung konnte ich mir bis zum Aufkommen jenes gigantischen Diebstahls dennoch nie versagen. Na ja, wie er da einherkam, mit seiner Pistole, damals auf dem Berliner Flughafen Schönefeld, zum Bruderkuß mit dem saarländischen Dachdecker und Gestapo-Kalfaktor Erich Honecker... Nein, das war nicht der Mann, dem ich zujubeln wollte. Eher schon Moische Dajan und Begin, Ariel Scharon und Rabin. Ich habe nie einen Groschen für die Palästinenser gespendet, obwohl mir die armen Teufel in der Seele Leid taten. Weil ich wußte, daß

man für die gespendeten Gelder keine Woldecken kaufen würde, sondern Maschinenpistolen, kein Brot, sondern Handgranaten. Alles, um die diese vom Leben genug geschundenen Menschen wieder und wieder in den Kampf um die „Freiheit ihrer Heimat“ zu treiben, der eigentlich nur ein Kampf zweier rivalisierender Supermächte und ihrer Satelliten um Einflußsphären und Vormachtstellungen in Nahost war. Der Teufel hole diesen Irrsinn!

Das Wissen um die Korruptheit des Palästinenserführers, seinen orientalischen Despotismus und seine menschenverachtende Attitüde läßt den Respekt nicht zu, den man aus purer Ritterlichkeit dem toten Gegner nie versagen sollte. Eine blonde Frau Arafat, die europäische Gelder, gedacht für verelendete palästinensische Mitmenschen, in Paris verpraßt, \$100.000 pro Monat(!), sich vom Staatspräsidenten der „Grande Nation“ abschlecken läßt, während ihre „Landsleute“ vor Not nicht mehr ein noch aus wissen – das alles ist zum Kotzen. Es ist widerwärtig. Solche Menschen gehören ausgespuckt. Und Frankreich sollte sich überlegen, ob es sich mit dem hehren Anspruch an sich selbst vereinbaren läßt, einen solchen König Jacques Chirac noch länger über sich zu dulden. Arafat? Zum Schluß ein trauriger alter Mann, isoliert und vereinsamt. Selten noch hatte er die Kontrolle über sein Volk. Den einen war er zu lasch geworden, den anderen zu machtlos. Nur als Symbolfigur war er gerade noch eben zu gebrauchen. Doch das war klar: Der Wert solcher Gestalten steigt im Augenblick ihres Todes ins Unermeßliche. Nun können sie keinem mehr auf die Füße treten, können keinen Mist mehr machen, ihre schwarzen Seiten trennt man aus dem Buche ihres Lebens heraus – der anbetungswürdige Heilige ist geboren – Ramallah – die neue Pilgerstätte des militanten Islams.

Das ist Arafats letzter großer Erfolg. Möge eine Zeit kommen, in der man von diesem Manne nicht mehr anders spricht als beispielsweise die europäische Geschichtsschreibung vom Merowingerkönig Chlodwig. Das würde bedeuten, daß eine Epoche sich gewandelt hätte – hoffentlich in eine Ära, in der das Heilige Land den Namen auch wirklich verdient,

Inhalt

Abt Muho san vom Antaji-Kloster	3	Foltervorwürfe gegen den Herrn Daschner	22
Auslagerung von Dienstleistungen.....	4	Fromme Fernsehserien aus den U.S.A.	24
Brandenburg – Stadt der Bewegung.....	4	Gerichtsvollziehung in Aktion.....	25
Brotlose Jungakademiker.....	5	Hartz IV und die Reporterin.....	26
Chile – ein Putsch und viele Lügen	6	Hilfsnazi Harry, Stillgestanden!	27
Das Institut der Deutschen Wirtschaft prognostiziert das Wirtschaftsjahr 2005	8	hire or fire –	27
Demokratie in der Ukraine.....	9	Horst Seehofers Rücktritt.....	28
Der Kanzler und das Peterprinzip.....	10	Kasse in der Kurstraße	29
Der Rabbi und der Giftzwerg.....	11	Kuckuckskinder.....	29
Der Räuberhauptmann Habakuk Schmauch, die Brandenburger Heerstraße und die Gegenwart –	12	Offener Brief an Herrn Professor Dr. med., Dr. med. dent., Dr. h. c. mult. Hermann F. Salter,	31
Die schreckliche Welt der Tsunamis.....	13	Raffke unter deutschen Abgeordneten.....	32
Ehrenbürger in Brandenburg an der Havel	14	San Francisco am Atlantik.....	33
Ein großer Tag für eine kleine Kapelle	15	Sue-Melinas trendy Handy	33
Ein Schuß und seine Folgen.....	17	Süchtig – Protokoll einer Hilflosigkeit.....	34
Ein verlassenes Haus.....	20	Verbrecherischer Menschenhandel	35
Fahrenheit 9/11 von Mr. Michael Moore.....	21	Weihnachtsmannparade in Brandenburg	37
		Zum Tode des Palästinenserpräsidenten Yassir Arafat.....	38